

Johann Christoph Arnold



AUSWEGE

**AUS DEN HÖLLEN
DES LEBENS**

„Arnold gibt uns keine Zauberformel. Er erinnert uns
sanft daran, dass wir bei uns selbst anfangen müssen.“

– Ari L. Goldman, Columbia University

Auswege

Auswege

aus den Höllen des Lebens

Johann Christoph Arnold

Plough

Published by Plough Publishing House
Walden, New York
Robertsbridge, England
Elsmore, Australia
www.plough.com

Auswege ist eine überarbeitete Übersetzung
der amerikanischen Originalausgabe *Escape Routes*,
Copyright © 2016 by Plough Publishing House.

Deutsch von Christian Rendel
Umschlagsgestaltung von Christian Lorentz

Copyright © 2018 by Plough Publishing House
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN-13: 978-0-XXXXX-XXX-X
1. Auflage: Juni 2018

Printed in England

Der Mensch, der nur an sein eigenes Seelenheil
denkt, ist so nützlich wie ein Stück Kohle, das
man aus dem Feuer holt.

JAMES JONES, *DER SCHMALE GRAT*

Inhalt

An die Leserinnen und Leser ix

1. Einsamkeit 1
2. Wider die Verzweiflung 14
3. Die Rettung der Vergangenheit 26
4. Erfolg? 42
5. Sex 57
6. Feuerproben 69
7. Leid 84
8. Neugeburt 101
9. Reiseführer 119
10. Engel 146

P. S. 161

An die Leserinnen und Leser

Manche nennen es Leben, manche nennen es es Hölle: Mir ist noch nie ein Mensch begegnet, der sich nicht hin und wieder einsam, mutlos, deprimiert oder schuldbeladen gefühlt hätte, wenn nicht gar krank, ausgebrannt, an einer Beziehung gescheitert oder einfach nur erschöpft. Manchmal weiß ich das, weil sie mir von ihren Problemen erzählt haben; manchmal sehe ich es ihnen schon an ihren Augen an. Ich habe schon Leute kennengelernt, deren Augen vor Liebe, Freiheit und Freude strahlten, obwohl sie in einem völlig verkrüppelten Körper gefangen waren. Andere sahen äußerlich blendend aus, doch ihr Blick wirkte gehetzt und von Ängsten beschwert.

Auch die Person mit der schwersten Bürde kann man erreichen, vorausgesetzt, sie möchte sich helfen lassen, doch leichte Antworten gibt es nie. Wie könnte es das

auch, wenn doch das Leid ein unvermeidlicher Bestandteil des Daseins ist, unabhängig von Alter, sozialer Stellung oder Einkommensklasse?

Das Glück ist schwer zu fassen, und ihm nachzujagen ist so frustrierend, als versuchte man, einen Schmetterling zu fangen, wie Hawthorne bemerkte. Doch nur wenige von uns leben nicht in dem Glauben, wir hätten einen Anspruch darauf. Und wenn wir es in diesem Leben nicht finden, hoffen wir immerhin im nächsten darauf. Angesichts von Enttäuschungen und Leid wenden sich viele einer Religion zu, die Glück in der Ewigkeit verspricht. Ich persönlich könnte keinem Glauben anhängen, der den Blick allein auf die kommende Welt richtet. Mit Rabbi Abraham Heschel bin ich der Meinung, dass „der Ruf nach einem Leben jenseits des Grabes vermessen ist, wenn er nicht mit dem Ruf nach ewigem Leben vor unserem Abstieg ins Grab einhergeht“. Ich glaube auch kaum, dass es die Heilchancen einer Person verbessert, wenn sie sich mit Sorgen um die Zukunft quält. Im Gegenteil, das Neue Testament macht deutlich, dass es unsere erste und einzige Aufgabe auf Erden ist, Gott und unseren Nächsten zu lieben wie uns selbst. Ist das nicht mehr als genug Arbeit für ein Menschenleben?

Als ich Maureen Burn, einer rüstigen 96-jährigen Dame aus meiner Bekanntschaft, von meinen Plänen für dieses Buch erzählte, sagte sie:

Ein Buch über Himmel und Hölle? Ich weiß nicht recht. Ich bin mir nicht sicher, ob das gut genutzte Zeit ist – sich um das Leben nach dem Tod zu sorgen, und darum, wo man hingeht, wenn man stirbt. Das ist wahrscheinlich ungesund. Es gibt doch reichlich zu tun, hier auf Erden. Man kann Freude in der Gegenwart finden, echte Freude, indem man anderen dient – indem man ihnen hilft oder ihre Last erleichtert. Man kann sich auch nur um sich selbst kümmern, aber wenn man das tut, wird man immer griesgrämig sein. Man ist nie zufrieden. Vielleicht ist das die Hölle. . . . Nun, ich denke, wenn ich mir über das Leben nach dem Tod Gedanken machen würde, hätte ich Ihnen noch mehr zu sagen, aber das tue ich nicht.

Da bin ich mit Maureen völlig einig: Es ist unnötig, über Himmel und Hölle zu spekulieren. Wie sie selbst andeutet, durchschneidet die Trennlinie zwischen beiden jedes Menschenherz und jede Dimension des menschlichen Lebens. Das ist es ja, was mich auf dieses Buch gebracht hat – die Tatsache, dass wir alle in unserem Leben durch irgendeine Form von Hölle gegangen sind und dass wir in dem Maße, in dem wir Freiheit, Zuversicht, Beziehung und Gemeinschaft finden, auch das Glück erleben und vielleicht sogar einen Blick in den Himmel erhaschen werden.

Es gab noch einen konkreteren Auslöser – die Geburt meines Enkels Dylan. Jede Mutter und jeder Vater kennt

das Gefühl der Erleichterung, wenn ein gesundes Baby sicher zur Welt gekommen ist, und so empfand es auch meine Tochter, als ihr jüngster Sohn geboren wurde. Doch dann sah sie mit Schrecken, dass sein oberer Rücken, seine Brust, seine linke Schulter und sein linker Arm mit rötlich-braunen Flecken übersät waren. Zwar sagten die Ärzte, dass Dylan ansonsten gesund und normal sei, aber sie warnten davor, dass diese Flecken sich wahrscheinlich zu Krebs entwickeln würden. Die Chance, dass daraus ein Melanom werden würde, war so hoch, dass Operationen, Hautverpflanzungen und andere riskante, zeitraubende Behandlungen notwendig werden konnten. Von dem sozialen Stigma, das sein Aussehen mit sich brachte – dem Angestarrtwerden, den Fragen, den grausamen Neckereien anderer Kinder – sagten sie nichts, aber das brauchten sie auch nicht. Das hatten sich meine Tochter und ihr Mann ohnehin schon ausgemalt.

Kurz, so stolz und glücklich Dylans Eltern waren – und so sehr sie sein ansteckendes Lachen auch tröstete –, so sehr sorgten sie sich um die Zukunft und waren emotional zerrissen. Warum unser Baby?

Dylans Ankunft kurz vor Weihnachten und die bohrenden Fragen, die sein Zustand mit sich brachte, ließen mich an eine andere Geburt denken und an die Botschaft des Engels, der sie den Hirten ankündigte: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch

große Freude.“ Und dabei fällt mir noch etwas ein, was Maureen über Himmel und Hölle sagte: „Es hat wenig Sinn, sich vor der Zukunft zu fürchten. Warum verwendet man seine Kraft nicht lieber dazu, andere zu lieben? Im Neuen Testament heißt es doch: Die Liebe treibt die Furcht aus.“

Mir ist klar, dass meine Gedanken in diesem Buch nicht neu sind. Manche der wunderbarsten Einsichten darin sind so alt wie die hebräischen Propheten. Andere habe ich den Lebensgeschichten von Menschen entnommen, die mir persönlich begegnet sind. (Im Allgemeinen habe ich überall da, wo nur ein Vorname erscheint, ein Pseudonym verwendet.) Doch woher sie auch stammen, sie alle spenden Hoffnung inmitten des Leids und der Not, die so viele unserer Tage füllen.

Die Freuden des Himmels werden oft von Wolken überschattet oder liegen an unverhofften Orten verborgen. Doch sie sind immer da und warten darauf, von dem Suchenden entdeckt zu werden, der Augen für sie hat. Und selbst die zermürbteste Seele wird, sobald sie sie findet, erkennen, dass die Qualen der Suche nicht ohne Sinn waren.

J. C. A.

I

Einsamkeit

Ohne die Korrektur, die Reflexion, die Unterstützung anderer Präsenzen ist das Sein nicht nur gefährlich; es ist ein Grauen.

GEORGE MACDONALD

Drei Wochen vor Weihnachten starb Wolfgang Dircks beim Fernsehen. Den Nachbarn in seinem Berliner Mietshaus fiel die Abwesenheit des Drei- und vierzigjährigen kaum auf. Seine Miete wurde per Dauerauftrag weiterhin ordnungsgemäß bezahlt. Fünf Jahre später war das Geld alle, und der Vermieter betrat Dircks Wohnung, um nachzufragen. Er fand Dircks sterbliche Überreste – immer noch vor dem Fernseher. In der Programmzeitschrift auf seinem Schoß war der 3. Dezember aufgeschlagen, der Tag, an dem er vermutlich gestorben war. Der Fernseher war inzwischen durchgebrannt, doch die Lichter an Dircks Weihnachtsbaum funkelten immer noch vor sich hin.

Eine bizarre Geschichte, aber überraschen sollte sie uns nicht. Jedes Jahr werden in den wohlhabenden Städten und Vororten der westlichen Welt Tausende von Leuten Tage oder Wochen nach ihrem einsamen Ableben zufällig aufgefunden. Wenn ein Mensch in solcher Abgeschiedenheit sterben kann, dass seine Nachbarn es überhaupt nicht bemerkten, wie einsam mag er dann in seinem Leben gewesen sein?

Von wegen Informationszeitalter: Wir leben im Zeitalter der Einsamkeit. Noch vor Jahrzehnten waren Ein-Personen-Haushalte eine Seltenheit. Heute werden sie immer mehr zur Norm. In einer Welt, in der die Heiratsrate sinkt, in der Kinder sorgfältig geplant (oder durch Verhütung und Abtreibung vermieden) werden, in der das mittlere Lebensalter gleichbedeutend mit Scheidung ist und man im Alter im Pflegeheim landet, kann es nicht ausbleiben, dass Menschen äußerst einsam sind. Man halte sich einmal vor Augen, dass nur in fünfzehn Prozent der deutschen Haushalte eine Kernfamilie lebt. Das soll keineswegs heißen, in früheren Jahrzehnten wäre alles gut gewesen – das war eindeutig nicht so. Aber man kann vermutlich durchaus behaupten, dass Einsamkeit noch nie so verbreitet war wie heute. Wie viele unserer Nachbarn und Kollegen kennen wir so gut, dass wir sie als Freunde bezeichnen würden? Wie viele Leute in unserer Gemeinde sind bloß Gesichter für uns? Wie oft setzen wir uns vor den Fernseher, weil wir keine Gesellschaft haben?

Apropos Fernsehen: Seine verheerenden Auswirkungen auf das Zusammenleben in Gesellschaft und Familie sind seit Langem bekannt, und dennoch verbringt ein Deutscher im Durchschnitt über dreieinhalb Stunden am Tag vor dem Fernseher. Angesichts dessen hören sich die üblichen Ausreden, warum wir keine Zeit mit Kindern, alten Leuten oder Freunden verbringen, ziemlich lachhaft an. Über Gewalt und Sex im Fernsehen wird ja heute viel gezetert. Aber ist nicht die Gewohnheit selbst, jeden Tag stundenlang fernzusehen, ohne dass die vor dem Bildschirm Versammelten miteinander ins Gespräch kommen, für unsere Familien genauso schädlich wie die Inhalte, die wir uns da anschauen?

Der Aufstieg des Internets hat unsere Isolation nicht beendet, wie manche gehofft hatten. Es stimmt, Menschen bedienen sich täglich, ja stündlich der sozialen Medien, um mit anderen zu kommunizieren. Doch wenn es darum geht, Beziehungen zwischen Menschen zu bauen, können diese sozialen Technologien sogar „die soziale Einbindung und das psychische Wohlbefinden verringern“, wie es in einer wissenschaftlichen Studie heißt. Das liegt auf der Hand. Die Zeit, die wir online verbringen, nimmt uns Zeit weg, in der wir uns sonst unserem Ehepartner, einem Kind oder einem Kollegen widmen könnten, die vielleicht gleich neben uns sitzen. Auch der beste virtuelle Austausch findet körperlos statt und kann unmöglich die unmittelbare Begegnung

mit Freunden aus Fleisch und Blut ersetzen. Kurz, auch wenn unsere Abhängigkeit von Technik vielleicht nicht an und für sich schlecht ist, ist sie doch bestenfalls problematisch. Sie befriedigt zwar auf einfache Weise ein oberflächliches Verlangen nach Kommunikation, aber dabei nährt sie die tieferen Wurzeln unserer Isolation.

Dabei sind die Leute keineswegs zufrieden mit ihrer Einsamkeit: Trotz der fehlenden Gemeinschaft haben viele Hunger danach – doch statt echte Gemeinschaft zu suchen, geben sie sich oft mit dem Spektakel der kommerzialisierten Popkultur zufrieden. Die Marketingbranche zielt schon lange auf das starke, unerfüllte Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit und spricht es ständig an, um ihre billigen Kopien gemeinsamen Lebens zu verkaufen. Wie oft ist es bloßer Hype, wenn auf diese Weise „Gemeinschaft“ gefeiert wird – Zusammenkünfte, die daraufhin geplant sind, etwas künstlich zu erzeugen, was in unserem natürlichen Alltag nicht mehr vorkommt? Was treibt so viele Jugendliche dazu, sich jedes Wochenende vollzudröhnen und aus ihren Elternhäusern irgendwo hinauszuflüchten, wo alle ihre Freunde sind, auch wenn es nur für die Dauer einer Party ist?

Es stimmt, dass in den letzten Jahren neue Formen der Gemeinschaft aufgekommen sind, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Eine davon ist die Verbreitung der Selbsthilfegruppen, die ein emotionales Sicherheitsnetz bieten, um alle möglichen Dinge zu bewältigen,

von Suchterkrankungen und anderen persönlichen Problemen bis hin zu Ereignissen wie dem Tod eines Kindes oder Elternteils. Eine andere Form sind Basisbewegungen rund um bestimmte Interessen, etwa soziale Gerechtigkeit oder Umweltschutz. Doch solche hoffnungsvollen Anzeichen sind viel zu selten, um der Epidemie der Einsamkeit zu begegnen, die eine besondere Geißel unserer heutigen Gesellschaft ist.

Das Wort *Epidemie* ist hier nicht nur eine Metapher. Studien deuten darauf hin, dass Einsamkeit so gefährlich ist, dass Menschen, die zwar körperlich gesund, aber einsam sind, in einem gegebenen Zehnjahreszeitraum mit doppelt so hoher Wahrscheinlichkeit sterben wie solche, die umgeben von anderen Menschen leben. Worin besteht das Heilmittel? Hinter unserem Verlangen steckt doch sicherlich mehr, als sich durch die bloße Gegenwart anderer um uns her erklären lässt. Wer hätte sich schließlich noch nie mitten in einer Menschenmenge einsam gefühlt? Tatsächlich ist diese letzte Art der Isolation die schlimmste von allen. Kierkegaard zum Beispiel schreibt in seinem Tagebuch, obwohl er auf Festen oft als Stimmungskanone im Mittelpunkt gestanden habe, sei er dabei insgeheim verzweifelt gewesen: „Geistreiches floss von meinen Lippen, alles lachte und bewunderte mich. Doch ich ging . . . und hätte mich am liebsten erschossen.“

Solche Verzweiflung ist häufig die Frucht der Entfremdung von unserem wahren Ich. Wem das

übertrieben erscheint, der denke an seine eigene Pubertät zurück. Wie oft haben wir uns unsicher oder einsam gefühlt, unfähig, uns mit all den Leuten zu messen, die alles zu haben schienen – Leuten, die intelligent, sportlich und allgemein beliebt waren? Und selbst, wenn wir von anderen geschätzt wurden, was war mit unserer Heuchelei, unserer Falschheit, unseren Schuldgefühlen? Wer hat nie die Last dieser Dinge gespürt? Multiplizieren wir diese Selbstverachtung eine Million Mal, dann bekommen wir die weit verbreitete Entfremdung, die unsere heutige Gesellschaft kennzeichnet. Was sonst hält denn Fremde, die sich auf der Straße begegnen, davon ab, Notiz voneinander zu nehmen? Was sonst treibt uns zu Klatsch und Tratsch und bringt Kollegen dazu, sich gegenseitig aus dem Weg zu gehen? Was sonst zerstört die tiefsten Freundschaften, treibt die festgefügtsten Familien auseinander und lässt die glücklichsten Ehen erkalten?

Aufgrund der menschlichen Unfähigkeit zur Vollkommenheit werden wir alle irgendwann andere enttäuschen oder von anderen enttäuscht sein. Wir werden andere verletzen und verletzt werden. Andere werden uns und wir werden anderen mit Misstrauen begegnen. Aber das muss nicht so sein. Wir mögen die Mauern, die wir um uns her errichten, damit rechtfertigen, dass wir uns doch davor schützen müssen, ausgenutzt und schlecht behandelt zu werden, aber ob sie uns wirklich schützen, steht auf einem anderen

Blatt. Eher zerstören sie uns nach und nach, indem sie uns von anderen trennen und unseren Pessimismus fördern. Am Ende führen sie uns zu der Haltung, die Jean-Paul Sartre mit den Worten zusammenfasste: „Die Hölle, das sind die anderen.“

Die Wenigsten von uns würden zugegen, dass sie so denken. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist Dostojewski, der halb im Scherz sagte, er liebe zwar die Menschheit, aber die Einzelnen könne er nicht ausstehen. Doch allzu oft spiegelt unser Verhalten genau diese Sichtweise wider. Wie viele von uns lieben *tatsächlich* unseren Nächsten, statt nur neben ihm her zu leben? Wie oft gehen wir mit einem Lächeln auf den Lippen, doch mit innerem Groll an einem anderen vorüber – oder zumindest mit dem stillen Gebet, wenn er schon stehenbleibe und uns anspreche, möge er uns wenigstens nicht zu lange aufhalten? Und trägt dieser Liebesmangel nicht zur Entfremdung auf der weiteren gesellschaftlichen Ebene bei? Ganze Teile der Gesellschaft sind dazu getrieben worden, sich selbst zu verabscheuen: die Arbeitslosen und die Ungebildeten, die Einwanderer und die Menschen mit Behinderungen, die Überlebenden des Kindesmissbrauchs und die chronisch Kranken.

Es gibt noch eine andere Art von Entfremdung, nämlich das Gefühl des Abgeschnittenseins von der Welt, in der wir leben. Wir sind Fremdlinge in der Schöpfung – wir haben es geschafft, uns die Natur in

solchem Maße untertan zu machen, dass wir uns völlig von ihr distanziert haben. Ja, unser technisches Wissen hat uns so arrogant werden lassen, dass wir schon an der biologischen und ökologischen Ordnung der Erde herumpfuschen und zusehends den Planeten zerstören, den wir als den unseren beanspruchen.

Wie weit haben wir unsere eigentliche Bestimmung verfehlt! Könnten wir doch nur einige der Barrieren einreißen, die uns voneinander trennen, so würden wir uns vielleicht nicht so rasch mit dem Gedanken abfinden, sie seien ein unvermeidlicher Bestandteil des Lebens, sondern würden unsere Herzen für den Reichtum öffnen, der in der Erfahrung des Menschseins liegt – sowohl in dem schieren Wunder unserer individuellen Existenz als auch in der Freude sinnerfüllter Begegnung mit anderen. Vielleicht würden wir sogar einen Blick darauf erhaschen, was es wirklich heißt, ein Teil dieses Universums zu sein – dieser großen Gemeinschaft, in der alles eingeschlossen ist, von winzigen Häuflein pulsierender Mikroben bis hin zu der unvorstellbaren Unermesslichkeit der rotierenden Galaxien und Sterne.

Folgt man diesen großen Gedankenlinien weiter, so wird man sich vielleicht fragen, ob die Bedeutung der Einsamkeit nicht sogar über unsere physische Welt hinausgeht und sich nicht nur auf die menschliche, sondern auch auf die göttliche Sphäre auswirkt. Könnte es zum Beispiel sein, dass Gott uns geschaffen

hat, um seine Sehnsucht nach Gemeinschaft zu befriedigen – also weil er einsam war? Vielleicht ist es ja so, dass ebenso, wie wir Menschen Gemeinschaft mit Gott brauchen, auch er Gemeinschaft braucht und danach verlangt, von uns angebetet zu werden.

Doch die meisten von uns denken nur selten über unseren Platz im Kosmos nach – oder auch nur in der Gesamtheit der Menschenfamilie. Und der Preis, den wir dafür zahlen, besteht nicht nur in anhaltender Isolation und Einsamkeit. Während wir nach und nach von den Menschen um uns her weg- und in unsere eigenen privaten Welten hineindriften, werden wir zu Opfern immer größerer Selbstbezogenheit, Ichsucht und – in den schlimmsten Fällen – sogar Wahnhaftigkeit. Mein Großvater, der Schriftsteller Eberhard Arnold, schrieb 1927 in einem Essay:

Bevor wir die Gesundheit und Lebendigkeit dieses Lebens, des einzig wahren Lebens, fassen können, müssen wir Ursache und Wirkung der Krankheit erkennen. Wir heutigen Menschen leiden alle an Vereinzelung. Immer wieder müssen wir an uns selbst denken und wir können nur von uns selbst aus denken. Immer wieder müssen wir uns selbst zur Geltung bringen und überall meinen wir, für uns selbst und unsere kleine Existenz kämpfen zu müssen. Wir sind kranke Menschen. Wir sind Sterbende, am Lebenskern erkrankt. Unser Leben ist ein Tod. Wir müssen unsere Krankheit erkennen, wenn wir von ihr befreit werden wollen.

Die Erkrankung der Welt besteht in der Vereinzelung des betonten Ichs und erstreckt sich auf alle Gebiete, auf denen sich dieses Ich betätigt. Wenn der Einzelne sich nicht mit der Weltnot eins weiß, wenn der Einzelne zuerst und zuletzt sein eigenes Leid sieht, wenn er vor allem anderen für sich selbst sorgt, in erster Linie seine eigene Existenz erkämpft, schließlich nur seine eigene Ausbildung und sein eigenes Glück sucht – dann kann er der Not der anderen und der Weltnot des Ganzen nicht gerecht werden. Im Gegenteil: er vergrößert und verschlimmert sie. Er ist ein gefährlicher Schädling des Ganzen geworden. Jeder Einzelne, der so lebt, hat sich vom Gesamtleben, vom Einheitsbewusstsein der Wirklichkeit, abgeschnitten. Er hat sich vom Gesamtleben abgesondert und muss selbst zugrunde gehen. Selbst sein Tod wird noch das Merkmal der Vereinzelung tragen und in seiner Aufdringlichkeit noch infizierend und tödlich wirken.

In einer Kultur wie der unseren, in der auch das himmelschreiendste Verhalten noch als individuelles Recht verteidigt und die „Tugend“ der Selbstachtung bis zur Lächerlichkeit gepriesen wird, klingen die Worte meines Großvaters vielleicht sehr streng. Aber wir müssen nicht lange nach Beispielen suchen, die ihre Wahrheit belegen. Egozentrizität war schon immer die Triebkraft derjenigen, die glauben, sie beherrschen die Welt, von Nebukadnezar über Nero bis zu Nixon. Natürlich beschränkt sich dieses Phänomen nicht

nur auf die Mächtigen, sondern es zeigt sich in jedem Menschen, wie gewöhnlich er auch sein mag, dessen Arroganz oder Selbstsucht ihn von den Menschen in seiner Umgebung abschneidet. Wir alle kennen solche Leute; wahrscheinlich sind wir alle ihnen in größerem oder kleinerem Maße ähnlich.

Ein Mensch, dessen Gedanken zu diesem Thema mich besonders faszinieren, ist David Kaczynski, ein Sozialarbeiter aus New York, dessen älterer Bruder Ted als der „Unabomber“ bekannt geworden ist. 1995 schöpften David und seine Frau Linda Patrik Verdacht, sein Bruder könnte hinter einer mörderischen Serie von Briefbomben stecken, die seit fast zwei Jahrzehnten die Behörden vor ein Rätsel stellte, sowie der Verfasser eines anonymen Manifests sein, dessen Tiraden gegen den Staat, die Technologie und die Umweltzerstörung in der *Washington Post* abgedruckt worden war. Daraufhin gab er dem FBI den entscheidenden Tipp.

Obwohl David keinen Zweifel hegt, dass es richtig war, seinen Bruder hinter Gitter zu bringen (Ted verbüßt nun acht lebenslange Freiheitsstrafen), betont er, dass die Handlungen seines Bruders nicht an sich böse, sondern krankheitsbedingt waren. Über diese Sicht der Dinge kann man streiten. Doch indem er diesem Gedanken nachging – und sich mit der Frage quälte, was denn *irgendeinen Menschen* in eine derartige Verzweiflung treiben könnte, dass er wie Ted der

Gesellschaft den Krieg erklärte –, kam David zu dem Schluss, dass Einsamkeit dabei eine unbestreitbare Rolle spielte:

Das Leben und die Botschaft meines Bruders freilich wurden zu einer Tragödie – einer Tragödie für die Menschen, denen er Schaden zufügte, und einer inneren Tragödie, die darin bestand, dass er psychisch zerfiel. Die Wurzel seines Problems, glaube ich, lag darin, in einer Welt zu leben, in der er wahrnahm, dass die Dinge aufs Schrecklichste falsch liefen, während er sich vollkommen ohnmächtig fühlte, etwas dagegen zu tun.

Ted glaubte, dass wir als Gesellschaft das große Ganze aus dem Blick verloren hatten oder gar überhaupt nicht mehr nach dem großen Ganzen fragten, wer wir sind. . . . Wir leben nicht mehr in einer natürlichen Landschaft; wir leben in einer merkwürdigen Welt, die von Fernsehbildschirmen und Radiosignalen beherrscht ist, und das ist beängstigend, irgendwie gefährlich, wenn man darüber nachdenkt. . . .

Für Ted war es sein Leben lang eine echte Quelle der Verzweiflung, dass wir so viel von der Vertrautheit miteinander verloren haben, die einst die menschliche Gesellschaft kennzeichnete – im Hinblick auf Gemeinschaft und im Hinblick auf die Wahrnehmung und Wertschätzung des Geistes, der in jedem einzelnen Menschen lebt. Er glaubte, dass wir den Maschinen, die wir geschaffen haben, immer ähnlicher werden.

Ted begann sich Anfang der Achtziger von meinen Eltern zurückzuziehen, also etwa zu der Zeit, als er die ersten Sprengfallen baute und Briefbomben verschickte. Das letzte Mal, dass ich ihn sah, war 1986. Ich besuchte ihn damals auf seinem Anwesen in Montana. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits Menschen getötet, wovon ich natürlich nichts wusste.

Ob er sich isolierte, weil er krank war, oder ob er krank wurde, weil er sich so sehr isolierte, ist gleichbedeutend mit der Frage nach dem Huhn und dem Ei. Aber ich glaube, das Einzige, was ihn hätte heilen können, wäre gewesen, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Mein Bruder hatte ein ungemein starkes Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Das Eingebundensein in einer Gemeinschaft hätte vielleicht seinen Schmerz gelindert und etwas von der Verzweiflung weggenommen, die er darüber empfand, gegen die Übel des Universums machtlos zu sein.

2

Wider die Verzweiflung

Die Hölle bist du selbst, und die einzige
Erlösung liegt darin, dich selbst beiseite
zu nehmen, um tief für einen anderen
Menschen zu fühlen.

T E N N E S S E E W I L L I A M S

Ebenso, wie Einsamkeit aus unserer Entfremdung von uns selbst, von Menschen, denen wir begegnen, und von der Welt um uns her entsteht, muss auch der Heilungsprozess all diese Bereiche unseres Lebens berühren. Paradoxerweise ist meistens gerade das, wovor uns am meisten graut, der Weg, der uns direkt ans Tor zur Freiheit führt: unser innerstes Wesen mit all seiner Einsamkeit und Unzulänglichkeit gegenüber einem anderen Menschen, dem wir vertrauen können, zu enthüllen. Die positiven Folgen dieses sich

Anvertrauens zeigen sich oftmals auf der Stelle: Die Mauern brechen zusammen, sobald wir merken, dass wir mit unseren Gefühlen der Isolation und der Schuld nicht allein sind. Schon die Erkenntnis, dass ein anderer Mensch an unserer Bürde anteilnimmt, kann uns dazu befreien, unseren Blick darüber hinweg zu richten.

Nehmen wir den Weg von Terri, einer Armeeveteranin, mit der ich über ein Posting im Internet in Kontakt kam. Sie leidet, wie sie sagt, am Golfkriegssyndrom, einem komplexen Krankheitsbild, das erstmals Anfang der 1990er Jahre bei Kriegsheimkehrern aus dem zweiten Golfkrieg beobachtet wurde und sich nicht allein als posttraumatische Belastungsstörung erklären lässt. Terri schrieb, sie habe den als „Dr. Death“ berüchtigten Dr. Kevorkian kontaktiert, um einen „würdevollen Tod“ für sich zu arrangieren. Ich schickte ihr eine E-Mail, um ihr zu sagen, dass sie gerade aufgrund ihres Leidens der Welt eine Menge zu geben hatte. Es entspann sich eine Korrespondenz. Stück für Stück erzählte Terri mir ihre Lebensgeschichte.

Ihre Eltern waren beide alkoholkrank, und ihre Mutter, die mit der Betreuung von vier kleinen Kindern überfordert war, verließ die Familie, als Terri fünf war. Ihre Kindheit war ein Albtraum voller Missbrauch durch ihren Vater und ihren älteren Bruder.

Ich bin in einer fundamentalistischen Gemeinde aufgewachsen. Als ich zu meinem Pastor ging und

ihm offenbarte, dass ich zu Hause missbraucht wurde, antwortete er nur, er sei meine Familie und unsere Probleme leid. Ich weiß noch, wie ich Abend für Abend weinend am Altar in meiner Gemeinde saß.

Solange ich zurückdenken kann, habe ich mich immer zu meinem eigenen Geschlecht hingezogen gefühlt. Ich war schon immer ein Wildfang – für Barbiepuppen hatte ich nie einen Sinn. Als Teenager fühlte ich mich wegen meiner lesbischen Orientierung schuldig, da meine Gemeinde mir sagte, ich würde in die Hölle kommen. Ich sehnte mich nach jemandem, mit dem ich reden konnte und der mich verstehen würde. Aber da es niemanden gab, dem ich vertrauen konnte, musste ich diese Gefühle unter Verschluss halten. Meine ganzen Teenagerjahre hindurch kämpfte ich erbarmungslos gegen meine Gedanken an und hielt mich für einen furchtbar schlechten Menschen, weil ich so dachte. Wie konnte Gott mich denn lieben mit den Gefühlen, die ich hatte?

Mit fünfzehn verließ sie ihr Zuhause, „weil ich einfach da wegmusste“. Dann reihte sich eine Tragödie an die andere. Eine enge Freundin von Terri nahm sich vor ihren Augen das Leben. Ihre Stiefschwester, die Terri bewunderte und die eingegriffen hatte, um Terri vor dem Missbrauch durch ihren Bruder zu schützen, wurde entführt, vergewaltigt und ermordet. Ein Onkel, den sie liebte und respektierte, starb. Schließlich sei

sie „ausgerastet“, sagt Terri, und habe versucht, sich mit Überdosierungen von Medikamenten wie Metaqualon und Paracetamol umzubringen. Daraufhin verbrachte sie sechs Monate in stationärer psychiatrischer Behandlung.

Terri heiratete zwei Mal, aber beide Ehen verliefen nicht glücklich. Beide Ehemänner nahmen Drogen; beide waren erheblich älter als sie und misshandelten sie körperlich. Dazu kam, dass ihr Bedürfnis nach Liebe in ihren Ehen immer ungestillt blieb, was teilweise auch an ihrem eigenen Verhalten lag:

Außerdem wollte ich, obwohl ich verheiratet war, im tiefsten Innern eigentlich mit einer Frau zusammen sein. Manchmal ging ich in Bars und schleppte andere Frauen zu einer schnellen Nummer ab. Ich war schwer depressiv und versuchte etliche Male, mich umzubringen.

Während Terris zweiter Ehe wurde es mit den körperlichen Misshandlungen, den flüchtigen sexuellen Begegnungen und den Depressionen noch schlimmer. Schließlich trennte sie sich von ihrem zweiten Mann und beschloss, eine Krankenpflegeausbildung zu machen. Zunächst jedoch ging sie zum Militär, um Anspruch auf Leistungen zur beruflichen Wiedereingliederung zu erlangen, die amerikanischen Soldaten beim Ausscheiden aus dem Dienst zustehen.

Schon als ich in die Armee eintrat, war von einem bevorstehenden Krieg im Persischen Golf die Rede gewesen, sodass abzusehen war, dass es mich vermutlich dorthin verschlagen würde. Und tatsächlich fand ich mich gleich nach der Grundausbildung in einer Maschine nach Saudi-Arabien wieder.

Unser Staffelführer informierte uns, dass wir uns einem Konvoi in den Irak anschließen würden. Wir waren bereits draußen in der Wüste, als sie uns sagten, dass unsere Aufgabe darin bestehen würde, Leichen zu begraben. Ich war geschockt. Davon stand nichts in meiner Arbeitsplatzbeschreibung – ich war LKW-Fahrerin, keine Totengräberin. Aber Befehl war Befehl. Zwei Mann wurden mit dem Kühllaster losgeschickt, um gefallene Amerikaner aufzulesen, und wir anderen vier gingen die toten Araber einsammeln.

Wir mussten die Straße von Kuwait nach Basra entlangfahren, die „Straße des Todes“, wie wir sie nannten. Noch nie in meinem Leben habe ich so viele Tote auf einmal gesehen. Nicht einmal im Fernsehen. Überall um uns herum waren Leichen. Manche lagen auf dem Boden, andere saßen noch in ihren Fahrzeugen. Das Blut rann ihnen aus der Nase oder aus dem Mund. Bei manchen kam auch eine gelblich-grüne Flüssigkeit heraus.

Unsere Aufgabe war es, die Leichen von irakischen und kuwaitischen Soldaten zu begraben. Aber wir trafen auch auf Frauen – Mütter mit toten Kindern in den Armen. In diesem Fall war unsere Anweisung,

die Kinder – manchmal waren es noch Babys – ihren Müttern abzunehmen und begraben.

Es gab Soldaten, die mit schwerem Gerät Massengräber aushoben, und wir wurden angewiesen, die Leichen in diese Löcher zu legen. Anfangs gaben sie uns Gummihandschuhe, aber als die verbraucht waren, arbeiteten wir mit bloßen Händen. Dabei trugen wir vier Wochen lang dieselben Overalls. Manchmal war es so heiß, dass wir bis auf unsere Shorts und T-Shirts alles auszogen.

In manchen Fällen musste ich Leichen aus ausgebrannten Fahrzeugen herausholen. Den Geruch des verbrannten Fleisches bekomme ich bis heute nicht aus der Nase. Ich werde nie vergessen, wie ich einmal nach dem Kopf eines verkohlten irakischen Soldaten griff. Kaum berührte ich ihn leicht, fiel er vom Rumpf ab auf den Boden und zersprang in fast staubfeine kleine Teile. Die Männer, die zuschauten, brachen in Gelächter aus.

Eines Tages überführten Terri und einer ihrer Kameraden einen Lastwagen zu einer anderen Einheit. Mitten in der Wüste hielt er den Wagen an, fiel über sie her, riss ihr die Kleider vom Leib und vergewaltigte sie.

Keine Ahnung, wieso ich ihn nicht an Ort und Stelle erschossen habe. Am liebsten hätte ich das getan. Aber ich musste wieder mit ihm in den Laster steigen. Ich konnte ja nicht da mitten in der Wüste stehenbleiben und darauf warten, dass die Iraker kommen und mich töten.

Als ich wieder zurück in unsere Basis kam, erzählte ich meinem Staffelführer, was passiert war. Er unternahm nichts. Ich erstattete Anzeige gegen meinen Angreifer, aber niemand wurde je deswegen aktiv. Am Ende bekam ich zu hören, die Beweislast läge bei mir. Der Soldat hätte mir jederzeit vorwerfen können, ich hätte die sexuellen Handlungen freiwillig begangen, und dann wäre ich als verheiratete Frau auch noch des Ehebruchs beschuldigt worden.

Als unsere Mission im Irak vorüber war, fuhren wir zurück nach Saudi-Arabien. Am 20. März 1991 kehrte ich in die USA zurück. Der Krieg war vorbei, aber meine eigene Schlacht fing gerade erst an. Während der zweitägigen Rückfahrt nach Saudi-Arabien bekam ich eine Infektion und fühlte mich krank. Ich musste mich ständig übergeben und litt unter Ausschlag und Krämpfen. Überall an meinem Körper tauchten seltsame Ekzeme auf, und an meinen Beinen und Armen zeigten sich Knoten. Als ich zum ersten Mal den Ausdruck ‚Golfkriegssyndrom‘ hörte, wurde mir klar, dass ich nicht die Einzige war. Auch andere, die bei Desert Storm dabei gewesen waren, litten unter Ausschlag, Gelenkschmerzen und Übelkeit, und auch ihnen sagte man, das sei ‚Stress‘. Das war eine Erleichterung für mich, aber es machte mich zugleich wütend.

Nach Terris Überzeugung sind die merkwürdigen Symptome, die sie völlig außer Gefecht setzten, die Folge experimenteller Impfungen und der Berührung

mit Chemikalien und Strahlung am Golf. Man schickte sie von einem Krankenhaus zum nächsten und nahm alle möglichen Tests an ihr vor. Gleichzeitig litt sie unter Albträumen und Flashbacks. Sie unternahm mehrere Suizidversuche und landete schließlich wieder in stationärer psychiatrischer Behandlung.

Es kam so weit, dass ich nur noch mit Würde sterben wollte und einen Brief an Dr. Kevorkian schrieb. Seine Mitarbeiter antworteten mir und wollten mit mir darüber sprechen. Doch gerade zu dieser Zeit musste Kevorkian selbst vor Gericht, sodass daraus nichts wurde.

Terri wurde aus dem Militärdienst entlassen und setzt sich seither für die Belange der Golfkriegsveteranen ein. Doch es ist kein leichter Weg für sie, da ihre Gesundheit sich immer mehr verschlechtert. Ein wichtiger Schritt bei ihrer Suche nach Frieden war die Erkenntnis, dass Gott die seelisch Verwundeten genauso sehr liebt wie die scheinbar Unversehrten, und das Eingeständnis, dass sie einen Lebenszweck braucht. Das war ein schwieriger Schritt, denn dazu musste sie sich den Wurzeln der Verzweiflung und des Schmerzes stellen, die sie einst zu ihren Selbstmordgedanken trieben: ihre Entfremdung von anderen, besonders von denen, die ihr Leid zugefügt hatten. Heute sei ihr klar, sagt sie, dass „ich in vieler Hinsicht die Mehrzahl der Menschen in meinem Leben ausgeschlossen habe.“

Terri fing damit an, ihre „Vergebungsprobleme“ aufzuarbeiten, indem sie die Beziehungen zu denen wiederherstellte, die ihr einmal nahegestanden hatten. Sie suchte den Kontakt zu ihrer entfremdeten Familie. Erstaunlicherweise kontaktierte sie sogar ihren Vater, der sie als Kind körperlich und sexuell missbraucht hatte, und schrieb ihm einen Brief, in dem sie ihn um Vergebung für den Hass bat, den sie bis zu diesem Zeitpunkt gegen ihn gehegt hatte. Obwohl er nie darauf antwortete, habe dieser Akt der Vergebung eine schwere Last von ihrem Leben genommen, sagt sie.

Nach einigen Monaten der Korrespondenz mit mir und mit einer Frau aus meiner Gemeinde, die ihr über einen schweren Depressionsschub hinweghelfen konnte, lernten Terri und ich uns persönlich kennen. Wir redeten über die Kinder im Irak, von denen Millionen immer noch schrecklich unter den Nachwirkungen des Krieges leiden. Terri war entsetzt und niedergeschlagen, als sie hörte, wie sehr diejenigen, die sie als ihre Feinde zu betrachten gelernt hatte, leiden mussten. Diese Gedanken ließen sie nicht mehr los, und einige Monate später entschloss sie sich zu einer Reise in den Irak mit *Veterans for Peace*. Die Reise verlangte ihr eine Menge Mut ab: Abgesehen davon, dass sie im Rollstuhl sitzt, machen ihr auch Albträume und Flashbacks immer noch sehr zu schaffen. Während des ersten Teils der Reise fühlte sie sich (wie sie mir später erzählte) hundeelend.

Doch letzten Endes erwies sich die Reise als ein Moment, der ihre Heilung vertiefte und die Richtung ihres Lebens veränderte. Während eines Besuchs bei Opfern amerikanischer Bomben traf Terri eine Frau, deren Kind bei einem amerikanischen Luftangriff ums Leben gekommen war. Terri bat sie um Vergebung für ihren Anteil an dem Krieg. Die Frau sank neben Terris Rollstuhl auf die Knie und sagte immer wieder: „Natürlich vergebe ich dir . . . natürlich.“ Terri sagt: „Als ich diese Frau bat, mir zu vergeben, war das der Wendepunkt in meinem Leben.“ Ein paar Wochen zuvor hatte sie geschrieben:

Ich denke zwei Jahre zurück und daran, wie sehr ich damals sterben wollte. Ich konnte nichts Gutes in meinem Leben sehen, keinen Wert darin, dass ich am Leben blieb. Heute weiß ich von Gottes Hoffnung und meinem Wert in diesem Leben. Ich möchte mein Leben voll ausleben und versuchen, anderen, die die Liebe Gottes noch nicht sehen können, ein Licht zu sein.

Wenn wir diese Worte lesen, denken wir vielleicht, dass Terris Geschichte gut ausgegangen ist – und in gewissem Sinn stimmt das auch. Aber sie weiß, dass ihr Kampf nicht vorüber ist. Wie jeder von uns muss sie täglich neu die Entscheidung treffen, gegen ihre Dämonen anzukämpfen und an ihrer Heilung zu arbeiten, sowohl innerlich als auch in der Beziehung zu anderen. Eine geistliche Krankheit verschwindet nicht einfach wieder

ein für alle Mal. Aber wir können uns entscheiden, den Kampf dagegen zu etwas Positivem, ja sogar zu einer Quelle der Stärke zu machen.

Oft sind es diejenigen, die unter schmerzhafter Einsamkeit leiden, die gegen Ungerechtigkeit aufbegehren und nach neuen Wegen suchen. „Wenn Veränderung kommt, dann kommt sie von den Rändern“, kommentiert Wendell Berry. „Die Wüste war es, nicht der Tempel, die uns die Propheten beschert hat.“ Wir brauchen nur an all die gewaltigen Gestalten der Geschichte zu denken, die in der Einsamkeit ihre Berufung fanden – an Elia in der Wildnis, an Zoroaster unter den Tieren, an Mohammed in einer Höhle, und an Gandhi, den zurückgezogenen Jurastudenten. Diese Männer passten nicht in die Gesellschaft ihrer Zeit. Oft müssen sie sich nach der Gemeinschaft mit anderen gesehnt haben. Doch paradoxerweise gab ihnen gerade ihre Einsamkeit die Kraft, neue Wege zu Wahrheit und Gerechtigkeit zu bahnen. In ihrem Leben führte die Einsamkeit zu einem brennenden Eifer – einem Feuer, das seither allen Generationen leuchtet.

Unter dem Strich entdeckte Terri, dass die Gesundung von der zweifachen Geißel der Einsamkeit und Verzweiflung nicht in der Zuneigung zu finden ist, die man empfängt, sondern in der Liebe, die man aktiv anderen zuwendet. Wenn wir lieben, geht der Schmerz, den wir empfinden, wenn wir ohne Freunde dastehen, nicht unbedingt weg, aber er kann uns nicht mehr so

sehr quälen. Vielleicht ist das das Ehrfurchtgebietende an der Einsamkeit von Menschen, die so überzeugt von einer Sache waren, dass sie bereit waren, einen einsamen Tod zu sterben. Ihr Leben und Sterben zeigt, wie wenig die Heilung unserer Krankheit von dem abhängt, was uns passiert, weil unsere Erfüllung daher kommt, dass wir uns zur Liebe entscheiden. Niemand hat das so gut in Worte gefasst wie Vincent van Gogh, der sowohl die Qual der Isolation als auch die Freude des kreativen Tuns genau kannte:

Weißt du, was das Gefängnis der Einsamkeit und des Argwohns verschwinden lässt? Jede tiefe, echte Zuneigung. Freunde sein, Brüder sein, lieben, das ist es, was das Gefängnis mit überwältigender Macht durch eine magische Kraft aufschließt. Ohne diese Dinge bleibt man tot. Doch da, wo die Zuneigung wiederbelebt wird, erwacht das Leben wieder neu.

3

Die Rettung der Vergangenheit

Leid bleibt keinem Menschen verwehrt,
bei Kindern findet es seltsame Wege.

FLANNERY O'CONNOR

Meine Kindheit auf dem Land in Südamerika war geprägt von Armut und schwerer Arbeit, aber auch von einem nicht unterzukriegenden Gefühl des Glücks und dem Wissen, dass meine Eltern mich liebten. Mein Vater war streng, dabei aber einer der herzlichsten und lustigsten Menschen, den ich je kannte, und überdies schien er alles zu können: ein wildes Pferd zähmen, Möbel herstellen, mit einfachsten Mitteln Geigen und Gitarren bauen und einen Garten kultivieren, um den uns alle Nachbarn beneideten. Meine Mutter, eine Lehrerin, war ebenso fest, begabt und warmherzig. Doch ihr bestimmender Zug war ihre Energie. Selbst

mit sieben heranwachsenden Kindern im Haus fand sie noch Zeit, zu stricken, Geschenke herzustellen (meist eingemachte Beeren, die sie selbst gepflückt hatte) und kranke und betagte Nachbarn zu besuchen.

Obwohl meine Eltern vor meiner Geburt auf manche harte Probe gestellt wurden (nach ihrer Flucht aus Nazi-Deutschland wurden sie in England als feindliche Ausländer eingestuft und mussten auch dieses Land verlassen), hatte ich selbst eine glückliche Kindheit. Bis ich etwa zwölf Jahre alt war, kam mir nie der Gedanke, das Leben könnte irgendwo anders besser sein.

Mit der Pubertät änderte sich das. Das fing damit an, dass ich gesundheitliche Probleme hatte, die mich daran hinderten, Sport zu treiben, und mich den sozialen Anschluss an meine gesünderen Altersgenossen verlieren ließen. Dann zogen wir, als ich vierzehn war, in die Vereinigten Staaten um, und damit begann mein Leben als Außenseiter erst richtig.

Als wäre der Sprung vom ländlichen Südamerika nach New York noch nicht genug, kam die Sprachbarriere hinzu. Ich konnte Deutsch und Spanisch, aber kaum ein Wort Englisch. Wie viele andere Einwandererkinder merkte ich bald, dass mein Akzent und meine holperige Grammatik mich in der Schule zu einer leichten Zielscheibe machten. Ich hatte kein Selbstbewusstsein, und schon die Aussicht, ein einfaches Gespräch führen zu müssen, jagte mir Angst ein. Als einziger

Junge von sieben Geschwistern hatte ich sowieso immer das Gefühl, das fünfte Rad am Wagen zu sein, obwohl meine Schwestern immer bewundernswert freundlich zu mir waren. Dazu kam, dass mein Vater während meiner Jahre im Gymnasium beruflich viel unterwegs war, manchmal für lange Zeit. Kein Wunder, dass ich mich unsäglich einsam fühlte.

Natürlich gibt es weitaus schlimmere Dinge als solche pubertären Ängste. Es gibt Millionen von Menschen, die ohne die Geborgenheit heranwachsen, zwei Eltern zu haben. Millionen weitere erleiden Vernachlässigung und Misshandlung. Dennoch hat meine Arbeit als Seelsorger mich gelehrt, dass die Härten, die ein Mensch als Kind durchmacht, nicht unbedingt dem Ausmaß seines Verwundetseins als Erwachsener entsprechen. Dazu kommt, dass man das emotionale Leid einer anderen Person niemals belächeln sollte, weil man oft nicht sehen kann, was genau dieses Leid ist und wie intensiv es ist.

Oft wird behauptet, Kinder seien sehr widerstandsfähig, und im Grunde stimmt das auch. Wie Dorothy Day einmal bemerkte, überstrahlt ihre Vergebungsfähigkeit die der meisten Erwachsenen:

Eines bringen Kinder jedenfalls zustande, nämlich ... sie hören nicht auf zu lieben. Sie können den niederträchtigsten Menschen vor sich haben, und wenn er in diesem Moment gut und freundlich ist und etwas tut,

was ihr Interesse oder ihre Bewunderung weckt, fliegen sie ihm zu und schließen ihn ins Herz.

Dennoch sind Kinder nicht immun gegen das Böse, und schon der kleinste Keim des Schmerzes, des Hasses oder des Grauens kann ihre ganze Entwicklung und ihre Selbstwahrnehmung über Jahre beeinträchtigen. Die Kindheit ist das erste große Schlachtfeld zwischen Himmel und Hölle, und ihre Siege und Niederlagen prägen uns tiefer als alle späteren Erfahrungen, die wir machen. Einfacher gesagt, ein großer Teil der Versöhnung mit uns selbst als Erwachsene besteht darin, uns mit den Kindern, die wir einst waren, zu versöhnen.

Psychologen und Therapeuten sprechen von der Entdeckung unseres „inneren Kindes“, und dies gilt allgemein als ein wichtiges, positives, lohnendes Unterfangen. Aber was ist, wenn unser inneres Kind zerbrochen, verwundet oder leidend ist? Was ist, wenn wir so sind wie Scott, ein junger Bekannter von mir, dessen Kindheit die Hölle war?

Mein Vater war zwar körperlich anwesend, doch er war – und ist – mir immer völlig fremd. Mir ist klar, dass dies in der heutigen Gesellschaft keineswegs eine ungewöhnliche Situation ist. Doch das nimmt ihren lebenslangen Auswirkungen nichts von ihrer Realität.

Meine früheste Erinnerung ist eine physische und verbale Auseinandersetzung zwischen meinen Eltern. Ich war vielleicht drei oder vier Jahre alt. Weil ich

„nuschelte“ – was meinen Vater in Rage brachte – , richtete ich alle meine Gefühle nach innen. Wann immer ich etwas sagte, fuhr er mich an: „Ich habe keine Zeit, hier zu sitzen und deinem Genuschel zuzuhören. Geh weg und komm wieder, wenn du so sprechen kannst, dass ich dich verstehe.“

Ich zog mich zurück, schottete mich ab und versenkte mich in mein Innenleben. Viele Stunden verbrachte ich allein in Tagträumen. In der Schule musste selbst mein kleiner Bruder mich verteidigen, indem er mir andere Kinder vom Leibe hielt, weil ich immer nur anfing zu heulen und weglaufen wollte. Schon die leiseste Andeutung einer Konfrontation ließ mich körperlich zurückschrecken. Oft legte ich die Hände über den Kopf und rollte mich ein wie ein Igel.

Bestrafungen waren unberechenbar und hart. Zum Beispiel alberte ich einmal herum, als wir bei Nachbarn zum Essen waren. Als ich das schon längst vergessen hatte, nahm mein Vater mich mit auf einen Spaziergang. Er führte uns in eine Hütte außer Hörweite, wo er mir eine erbarmungslose Tracht Prügel verabreichte. Erst als ich irgendwann größer war als er, nahmen die körperlichen Misshandlungen ein Ende.

Bis in meine Zwanziger versuchte er, mich unter seiner Kontrolle zu halten – oder mich aus dem Gleichgewicht zu bringen, indem er mich zwang, zuzugeben, dass ich ihn brauchte, mich dabei aber auf Abstand hielt. Ein Satz, den meine Mutter mir immer wieder

sagte, wurde mir regelrecht verhasst: „Auch wenn dein Vater es nicht zeigt, du weißt, dass er dich liebt.“

Meine Mutter war eine superfromme Christin, und unser Haus war voll mit frommen Spruchkarten, Fotos vom Turiner Leichentuch, Kreuzen und Bildern von Jesus. Vor diesen Bildern flüchtete ich immer voller Grauen. Daran erinnerte sie mich oft, was bei mir die Überzeugung hinterließ, dass tief in meinem Innern irgendetwas mit mir nicht stimmte: „Du hattest Angst vor Bildern von Jesus.“ Wenn wir bei Freunden zu Besuch waren, sagte sie mir: „Vergiss nicht zu beten, ich habe in dem Zimmer, in dem du schläfst, den Teufel gesehen.“ Jeder Albtraum war für sie ein Anlass zu einem Mini-Exorzismus, bei dem sie religiöse Bücher aufgeschlagen rund um mein Bett auslegte oder mich aufforderte, unentwegt „Jesus“ vor mich hin zu singen.

Dazwischen gab es auch normale Zeiten, aber die Grundwirklichkeit meiner Kindheit war ein Gefühl des Schreckens. Während die anderen Jungen, mit denen ich aufwuchs, Väter hatten, die ihnen etwas über Autos, Sport und das Leben beibrachten, bei Projekten und den Hausaufgaben halfen und erklärten, was es mit Sex und Mädchen auf sich hatte, habe ich all das nie erlebt. Den einzigen „Ratschlag“ von meinem Vater überhaupt bekam ich einmal, nachdem er wütend geworden war und mich geschlagen hatte. Fast höhnisch sagte er zu mir: „Du hast eine Menge Zorn in dir. Lass ihn lieber heraus, sonst kommt er später in deinem Leben zum Vorschein.“

Was mich an meinem Vater am meisten quälte, war seine gespaltene Persönlichkeit – zu Hause gewalttätig, aber mit einem freundlichen Gesicht nach außen. Während das Schmierentheater unserer „Bilderbuchfamilie“ mir langsam, aber sicher den Hals zuschnürte, ließen sich andere Leute offenbar davon blenden. Tatsächlich nahmen alle, die ich kannte, meine Eltern als „freundlich und liebevoll“ wahr. Und obwohl mein Vater mir einmal gestanden hatte, er sei „unfähig zu Gefühlen“, flogen junge Erwachsene auf ihn und erzählten mir, er sei für sie wie ein „zweiter Vater“, und dass sie seinen Rat sehr schätzten. Ich weiß, sie meinten es gut, aber es war Salz in meinen Wunden.

Als Scott siebzehn war, zeigte sein Vater durch einen unerwarteten öffentlichen Wutausbruch in der Kirche sein wahres Gesicht, und der respektable Schein der Familie entlarvte sich als das Maskenspiel, das er schon immer gewesen war:

Ihm brannte wohl eine Sicherung durch, und nach dem all die Jahre lang alle meine Eltern für ach so liebevolle, rücksichtsvolle Leute gehalten hatten – während ich innerlich um Hilfe schrie –, brach das Kartenhaus zusammen. Meine Eltern entflohen der Situation, indem sie zurück in die Heimatstadt meines Vaters zogen. Ich suchte mir selbst eine Wohnung.

Während der ersten zwei Wochen war ich völlig fertig. Zuerst versuchte ich es mit Alkohol, und als der

mir ausging, kamen die ganz schlimmen Nächte. Beim ersten Mal trank ich nur ein paar Bierchen mit einem Freund. Beim nächsten Mal dagegen trank ich allein, und ein richtig finsternes Gefühl machte sich in mir breit. Ein grenzenloser Schrecken überkam mich; am liebsten wäre ich gestorben. Ich ging hinaus ins Dunkel, doch der verlockende Gedanke, mich auf den Bahngleisen, die am Haus vorbeiführten, vor einen Zug zu werfen, wurde hier noch schlimmer. Ich geriet in Panik und ging wieder hinein.

Wie werden Leute wie Scott mit der Hölle ihrer Vergangenheit fertig? Tragischerweise besteht ein Weg darin, sich mit der Niederlage abzufinden – die alten Wunden vor sich hin faulen zu lassen und den Schmerz, der dann aufwallt, zu einer giftigen Brühe vergären zu lassen. Es ist ein Teufelskreis, aus dem immer neue Höllen entspringen, solange er sich dreht. Zugleich ist es ein Zyklus der Gefangenschaft – wir ketten uns an das Böse, das wir erlitten haben, und werden schließlich eins damit.

Eine andere Taktik besteht darin, eine „positiv zu denken“ und uns an den Glauben zu klammern, dass unser Schmerz im Laufe der Zeit taub werden wird. Beides funktioniert bis zu einem gewissen Maß. Die Zeit heilt tatsächlich Wunden, und eine hoffnungsvolle Sicht ist zweifellos besser als eine pessimistische. Aber ebenso, wie sich manche Flecken nicht entfernen lassen,

auch wenn man stundenlang daran herumschrubbt, reicht manchmal auch der beste Wille der Welt nicht aus, um die Spuren seelischen Leids zu beseitigen.

Ein dritter Weg besteht darin, den Groll loszulassen, den wir gegen diejenigen hegen, die unser Elend verursacht haben. Das ist leichter gesagt als getan. Vielen fällt es so schwer, dass sie Jahre dazu brauchen, und in der Zwischenzeit hält die Vergangenheit sie so gefesselt, dass der Weg nach vorn versperrt zu sein scheint. Dennoch – und ich sage das nicht leichtfertig – werden diejenigen, die diesen Weg einschlagen, feststellen, dass für das Aufsammeln der Scherben einer zerstörten Kindheit viel entscheidender das ist, was sie selbst tun, als was ihnen angetan wurde, und sei es noch so schlimm.

Diese Erfahrung machte auch Scott. Die Jahre, seit er und seine Eltern getrennte Wege eingeschlagen haben, waren alles andere als leicht, doch indem er sich aktiv den dunkelsten Stellen seiner Vergangenheit stellte und sich bemühte, seinen Eltern zu vergeben, hat er sich aus dem Klammergriff, in dem sie ihn einst festhielten, befreien können.

Wie Scott kennt auch Nina das Grauen, in einer Familie aufzuwachsen, deren Idylle nur eine Fassade ist. Nach außen hin stand ihr Vater einem perfekten Vorphaushalt vor; für Nina und ihre Geschwister war er ein Monster, das im Alkoholrausch zu Gewaltausbrüchen neigte, und ein Diktator, mit dessen Fähigkeit, andere zu

quälen, nur noch die selbstmörderische Wut mithalten konnte, die er manchmal gegen sich selbst richtete.

Erst, als ich erwachsen war, ging mir auf, welche Wirkung die Gewalttätigkeit meines Vaters auf mein Leben hatte. Irgendwie dachte ich, so müsste es wohl allen gehen: zusehen zu müssen, wie der Vater Gegenstände nach der Mutter wirft, sie verflucht und herumschubst, und ihn dafür zu hassen – aber zugleich auch die Mutter zu hassen, weil sie „zuließ“, dass sie selbst und ihre Kinder zu Opfern wurden. . . .

Ich hing sehr an meinem älteren Bruder, der am schlimmsten misshandelt wurde. Mehrere Male griff mein Vater ihn an, als er ihm den Rücken zuwandte: einmal mit einer großen Stehlampe und einmal mit einer Telefonschnur, die er ihm um den Hals legte. Es war entsetzlich anzuschauen, aber *weg*schauen konnte ich auch nicht, falls mein Bruder umgebracht wurde. Es gab auch Verfolgungsjagden – mein Vater rannte hinter meinem Bruder her, und mein Bruder fiel (oder wurde er gestoßen?) durch die große gläserne Schiebetür. Einmal warf mein Bruder meinen Vater zu Boden, kniete auf seinem Bauch und schlug wild auf ihn ein. Ich glaube, das war, nachdem mein Vater meine Mutter mit irgendwas geschlagen hatte oder so. Meine Erinnerung schreit: „Bring ihn um!“ Zum Glück hörte mein Bruder nach einer Weile auf.

Einige Zeit danach musste mein Vater nach einem äußerst blutigen Selbstmordversuch in den Entzug.

Diese Gelegenheit nutzte meine Mutter, um ihn zu verlassen, und wir zogen in eine eigene Wohnung. Das war eine glückliche Zeit für mich – bis ich herausfand, dass sie zugelassen hatte, dass er zurückkommen und wieder bei uns wohnen würde. Ich konnte nicht begreifen, warum meine Mutter das tat, aber ich schrieb es ihrer Selbstsucht zu und hasste sie jahrelang dafür.

Als ich älter wurde, versuchte ich, meine ganze Kindheit zu vergessen – die Gewalt, die düsteren, stickigen Zimmer (wir durften die Vorhänge zur Straße hin nie aufziehen, weil die Nachbarn hereinschauen konnten) –, indem ich meinen Vater komplett ignorierte. Ich ging davon aus, dass alle Menschen ihre Eltern verabscheuten, besonders ihre Väter, sodass dieses Gefühl mich nie besonders störte. Ich fühlte mich durch meinen Hass sogar geschützt und gestärkt.

Mit achtzehn verließ Nina ihr Elternhaus, ging aufs College und zog später in eine andere Gegend, wo sie in einer fürsorglichen Gemeinde allmählich Boden unter die Füße bekam. Es war ein langer, schwerer Weg:

Alle schienen dort so gesund und glücklich zu sein, so zuversichtlich und zufrieden, doch ich selbst schaffte es einfach nicht, diese Eigenschaften zu verkörpern. Ich fühlte mich abgeschnitten und bedrückt, unfähig, aus meiner Vergangenheit auszubrechen. Ich versuchte, mich selbst so hinzubiegen, dass ich mich frei und glücklich fühlte, und bis zu einem gewissen Grad

gelang mir das sogar. Aber es war ein kalter Trost, der mir keine echte Erleichterung brachte.

Einige Jahre später, nachdem sie sich einem Ehepaar anvertraut hatte, das ihr zuhörte, während sie ihre Last ablegte und alles über ihre Vergangenheit erzählte, einschließlich ihrer eigenen Fehler und Sünden, fand Nina (mit ihren eigenen Worten) „Buße und Umkehr, Vergebung und Befreiung. Ich war immer noch zutiefst kaputt, aber ich hatte mich verwundbar gemacht und mich so gezeigt, wie ich war. Das war offensichtlich der Beginn eines Heilungsprozesses, den ich nie für möglich gehalten hätte.“

Doch Nina hatte die gewalttätige Ehe ihrer Eltern immer noch vor Augen und fürchtete sich deshalb vor Nähe. Deshalb beschloss sie, alleinstehend zu bleiben. Angebote gab es schon, sagt sie, aber sie lehnte immer ab. Sie war überzeugt, in einer Beziehung nie glücklich werden zu können.

Dann tauchte aus heiterem Himmel ein trockener Alkoholiker in meinem Leben auf – nach siebzehn Jahren aktiven Alkoholmissbrauchs war er erst seit einem Jahr trocken. Wir verliebten uns ineinander. War ich verrückt geworden? Glaubte Gott wirklich, dass das funktionieren konnte? Zuerst voller Zweifel und Ängste, fanden wir schließlich den Mut, zu heiraten. Am Anfang war es eine Achterbahn, aber Gott und ein paar gute Freunde waren immer da – ebenso wie der

überwältigende Eindruck, dass es kein Zufall war, dass ich diesen Mann geheiratet hatte.

Er hatte manche Merkmale, Schwächen und Marotten mit meinem Vater gemeinsam, doch statt ihnen nachzugeben, überwand er sie nach und nach. Während mein Vater arrogant gewesen war und nie um Verzeihung gebeten hatte, war dieser Mann demütig und immer der Erste, der sagte, es tue ihm leid. Mein Vater war verlogen gewesen; dieser Mann war ehrlich. Mein Vater hatte den größten Teil des Tages verschlafen – dieser Mann trieb Sport, um sich körperlich und psychisch fit zu halten. Mein Vater hatte nie gehalten, was er versprochen hatte; für diesen Mann war es eine Ehrensache, zu seinem Wort zu stehen.

Mein Mann wird sich sein Leben lang von Alkohol fernhalten müssen. Doch zu sehen, wie er seine Neigungen und Impulse überwindet, gibt mir jeden Tag Kraft. Und die Tatsache, dass wir reden können – er über seine früheren Zwänge und Obsessionen und ich über meine Ängste der Vergangenheit –, ist genauso ein Wunder. Wir beide sind auf demselben Weg, unsere Vergangenheiten zu besiegen, indem wir entdecken, wo wir immer noch gelähmt sind, und indem wir uns bemühen, einander weiterzuhelfen. Es ist kein Spaziergang – aber es ist ein Abenteuer, das ich gegen nichts eintauschen würde.

Obwohl sie genauso aufschlussreich ist wie jede Fernsehbeichte, unterscheidet sich Ninas Geschichte ebenso wie

die von Scott in einer entscheidenden Hinsicht von den meisten anderen. Ja, die Wunden der Kindheit wurden bei beiden gelindert, indem sie sich ihnen stellten. Doch die eigentliche Heilung kam, als sie beschlossen, sich von ihrer Bitterkeit zu lösen. Scott fand einen neuen Einstieg ins Leben, indem er Vergebung übte; Nina fand ihn, indem sie sich verwundbar machte und sich helfen ließ. Und letztlich tat Nina sogar noch mehr. Statt ihrer Vergangenheit nur zu entkommen, kam sie so weit, sogar einem anderen Menschen aus seiner Hölle herauszuhelfen.

Ein letztes Beispiel, das mir oft durch den Sinn geht, ist das von Malcolm X, der für die Schläge, die das Leben ihm versetzte, weder Entschuldigungen suchte noch sich davon verbittern ließ, sondern sie als Brennstoff für ein positives Feuer nutzte. Als Malcolm noch ein Junge war, geriet sein Vater, ein schwarzer Prediger, der für einen afroamerikanischen Nationalismus eintrat, ins Visier des Ku-Klux-Klan. Bald darauf wurde er tot auf den Schienen einer Eisenbahnstrecke in der Nähe aufgefunden.

Durch den Verlust des Vaters stürzte Malcolms Familie in tiefste Armut. Das Sozialamt behauptete, seine Mutter sei nicht imstande, für ihre Kinder zu sorgen, und nahm sie ihr weg, um sie bei Pflegefamilien unterzubringen. Zermürbt von dieser Kette von tragischen Ereignissen brach sie zusammen, verlor

den Verstand und starb später in einer Irrenanstalt. Malcolm selbst wuchs heran, geriet auf die schiefe Bahn und landete schließlich wegen Einbruchs im Gefängnis. Hinter Gittern entdeckte er erstmals die Lehren der *Nation of Islam*, der er sich nach seiner Entlassung anschloss. Später verließ er die *Nation of Islam* und verwarf ihre Theologie. Er kehrte sich von seinem Hass gegen Weiße ab und kam zu einem glühenden Glauben an die Brüderlichkeit der Menschheit.

Ich bezweifle, dass Malcolm X seine legendäre Selbstdisziplin und Leidenschaft hätte entwickeln können, ohne durch die schmerzlichen Ereignisse seiner Jugend geläutert worden zu sein. In seinen Händen verwandelte sich das Leid einer von Armut und Rassismus geprägten Kindheit zu einem Werkzeug der Überzeugung und verlieh seiner mutigen, prophetischen Stimme Authentizität und Tiefe.

Nur wenige Leute würden behaupten, sie seien dankbar für die Narben, die sie aus ihrer Kindheit davongetragen haben. Millionen kommen nie über ihren Schmerz hinweg und leiden darunter für den Rest ihres Lebens. Doch Geschichten wie die von Scott, Nina und Malcolm X geben Anlass, daran zu glauben, dass auch die schlimmsten Wunden heilen können und dass gerade die Lasten, die uns einst an jeder Bewegung gehindert haben, uns mit der Zeit stärken und sogar vorantreiben können.

Indem wir unser belastendes Gepäck zurücklassen – Hemmungen, Groll und Argwohn – können selbst die Kaputttesten unter uns den Weg zu Freiheit, Einfachheit und Freude finden. Und so ironisch sich das anhören mag, vielleicht ist das der Grund, warum Jesus sagt, dass wir werden müssen wie die Kinder, um ins Himmelreich zu gelangen. Denen, deren Kindheit eine furchtbare, schreckliche Zeit war, mag das unmöglich erscheinen. Aber es ist auf jeden Fall ein erreichbares Ziel und der beste Garant für dauerhaftes Glück.

4

Erfolg?

Die Zeit allein wird es zeigen.
Du denkst, du bist im Himmel,
doch du lebst in der Hölle.

BOB MARLEY

Mein Freund Gary war das schwarze Schaf in seiner Familie. Zuerst wurde er auf dem theologischen Seminar, wo er die Familie stolz machen sollte, wegen Fehlverhaltens hinausgeworfen. Dann musste er sich mit einer zweitklassigen Universität zufriedengeben, weil er sich Harvard nicht leisten konnte. Seine Eltern ließen keine Gelegenheit aus, ihn daran zu erinnern, was für eine Enttäuschung er war. Also beschloss Gary, Erfolg zu haben, koste es, was es wolle.

Nachdem er bald zu einem Höhenflug als Finanzberater für einige der größten Banken der Welt angesetzt hatte, rühmte sich Gary, nie einen Job zu akzeptieren, der nicht seine Minimalanforderungen erfüllte – ein

sechsstelliges Jahreseinkommen, ein Haus und ein Auto. Er gab damit an, dass er nie länger als achtundvierzig Stunden brauchte, um ein Unternehmen zu finden, das bereit war, diese Forderungen zu erfüllen.

Zeit für Beziehungen zu anderen Menschen blieb ihm indessen nicht. Er begann zur Flasche zu greifen, während er gleichzeitig unter Hochdruck arbeitete. Dass seine Ehe dabei auf der Strecke blieb, war unvermeidlich. In dem darauf folgenden emotionalen Aufruhr fand Gary zum christlichen Glauben. Doch der eigentliche Moment der Wahrheit kam für ihn, als er sich zu seiner eigenen Überraschung dabei ertappte, dass er seine Kunden vernachlässigte, um einem obdachlosen Mann, den er sterbend auf der Straße gefunden hatte, das Leben zu retten. Die Stunden, die er damit verbrachte, ein Krankenhaus zu finden, das bereit war, diesen nicht versicherten, ungewaschenen Drogenabhängigen aufzunehmen, öffneten ihm die Augen. In einer blitzartigen Einsicht nahm er eine Welt jenseits seiner gewohnten Wirklichkeit der Konferenzräume und Luxushotels wahr und erkannte, was aus ihm geworden war: ein Sklave des Erfolgs.

Heute, zehn Jahre später, fühlt sich Gary frei von der Versagensangst, die ihn so lange verfolgte. Er setzt seine Zeit für die Gefangenenseelsorge und die Erziehung seiner Kinder ein und lebt von einem winzigen Bruchteil seines früheren Einkommens.

Wir wissen alle, dass man Glück nicht mit Geld kaufen kann. Oder wissen wir es vielleicht doch nicht? Als ich einmal in einer besonders wohlhabenden Gemeinde sprach, kam ich mir vor, als stünde ich vor einem Ozean menschlicher Verzweiflung. Als ich mich nach dem Gottesdienst für Einzelgespräche zur Verfügung stellte, bestätigte sich mein Eindruck durch die Geschichten, die ich hörte. Nicht, dass die Wohlhabenden ein Monopol auf Suizide unter Jugendlichen, Drogenmissbrauch, kaputte Familien oder verborgene Probleme mit Alkohol und häuslicher Gewalt hätten. Aber es gibt einen erschreckenden Gegensatz zwischen dem Glitzern des Erfolgs und der Hässlichkeit, die sich oft unter der hochglänzenden Oberfläche des Wohlstands verbirgt. Darum ist es oft so qualvoll für reiche Leute, einen Grund zur Hoffnung zu finden, wenn Dinge schiefgehen. Sie glauben, es stünde zu viel auf dem Spiel, um das Risiko einzugehen, sich auf echte Lösungen einzulassen. Sie meinen, sie hätten bei dem Glaubenssprung, der nötig ist, um von der Hölle in den Himmel zu kommen, zu viel zu verlieren. Und damit haben sie vielleicht sogar recht; zumindest, wenn sie nicht bereit sind, sich von ihrer Illusion des Erfolges zu verabschieden.

Wir sind immer in Gefahr, von unserem Besitz besessen zu sein. Wenn das geschieht, ist es ein Zeichen, dass wir unsere Menschenwürde verloren haben und

zu bloßen Werkzeugen zur Schaffung von Reichtum geworden sind. Und dann behandeln wir unweigerlich andere Menschen ebenfalls als Werkzeuge. Unserer eigenen Menschlichkeit entfremdet, verlieren wir den Boden unter den Füßen, gerade als wir dachten, das gute Leben sei zum Greifen nah. Doch die Wahrheit ist, dass Geld und Glück nicht miteinander kompatibel sind. Jesus sagte: „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.“

„Eine harte Rede“, murmelten Jesu Jünger. Und hart ist sie auch, denn man muss nicht gleich Bill Gates sein, um als reich zu gelten – jedenfalls nicht in den Augen eines unterernährten Kindes in Syrien oder im Irak oder einer Flüchtlingsfamilie in Bangladesch, Mexiko – oder Deutschland. Im Vergleich zu Millionen anderen Menschen auf der Welt sind viele von uns genau wie der Reiche, der es möglicherweise schwer hat, in den Himmel zu kommen.

Aber was ist mit dem westlichen Traum von Reichtum und Erfolg? Der Glaube an Wohlstand und Aufstiegsmöglichkeiten ist in unserer Kultur tief verwurzelt. Aber in seinem Kern ist etwas faul. Unter dem Strich zählt bei den Trophäen, die wir als Symbole unseres Erfolges erstreben – ein eigenes Haus, Autos, eine schicke Garderobe, Urlaube in fernen Ländern, „nur das Beste“ für die Kinder oder vielleicht auch ein

schillerndes Gesellschaftsleben in den angesagtesten Restaurants und Clubs –, das Geld. Papst Johannes Paul II. hat sich wortgewaltig gegen die „Kultur des Todes“ ausgesprochen, wie er es nannte – die giftigen Früchte eines solchen Materialismus: „Die Werte des Seins werden ersetzt durch solche des Habens. Das einzig erstrebenswerte Ziel ist die Jagd nach dem eigenen materiellen Wohlergehen.“

Die ersten Leidtragenden dieser Tendenz sind Frauen, Kinder, die Kranken oder Leidenden und die Alten. Statt ihre angeborene Menschenwürde wahrzunehmen, beurteilen wir sie nach ihrer Effizienz, Funktionstüchtigkeit und Nützlichkeit. Statt sie als diejenigen zu lieben, die sie sind, degradieren wir sie, indem wir ihren Wert nach dem bemessen, was sie haben, tun und produzieren. Das ist die Herrschaft der Starken über die Schwachen.

Wir stehen vor einem gewaltigen, dramatischen Zusammenprall zwischen Gut und Böse, Himmel und Hölle, der Kultur des Lebens und der Kultur des Todes. Die niedrigen Preise, denen wir unser angenehmes Leben verdanken, beruhen teilweise auf dem Leiden von Menschen, die wir nicht sehen, in Ausbeutungsbetrieben und Fabriken, die wir uns lieber nicht vorstellen wollen. Je genauer wir uns die von Ausplünderung und Sklaverei geprägte Geschichte unseres Wirtschaftssystems anschauen, desto schwieriger wird es, das faulige

Geschwür im westlichen Traum vom Reichtum von dem Traum selbst zu trennen.

Vielleicht ist das ein Erklärungsansatz dafür, warum das Neue Testament so unverblümt erklärt, die Liebe zum Geld sei die Wurzel allen Übels. Trunken in einer geldgierigen Raserei trampelt unsere Kultur augenblicklich all diejenigen nieder, die uns im Moment ökonomisch nicht gelegen kommen. Wenn reiche Experten Entwicklungsländer betrachten, fällt ihnen nichts dazu oft nicht mehr ein außer Überbevölkerung und Reduzierung der Kinderzahl. Ungeachtet der ebenso naheliegenden wie weisen Mahnung, dass Kinder unsere Zukunft sind, sehen sie in ihnen eher kostspielige Unannehmlichkeiten und propagieren Abtreibung als Lösung des Problems. In manchen Gegenden wächst der Druck, alten Menschen Euthanasie, also klinische Tötung anzubieten, statt die Kosten ihrer Pflege zu tragen. Viele rufen danach, Straffällige für lange Zeit hinter Schloss und Riegel zu bringen und so ihr Leben zu zerstören, oder sie gleich hinzurichten, anstatt ihnen zu helfen, ihre Drogensucht zu überwinden und sich zu rehabilitieren. Bisweilen scheint die Kultur des Todes sogar der wirtschaftlichen Logik zu trotzen: Materialistische Einstellungen haben das menschliche Leben so sehr entwertet, dass viele Leute lieber einen Euro für Strafmaßnahmen ausgeben würden als einen Cent für Prävention.

Die Kultur des Todes schädigt nicht nur die unsichtbaren Armen; sie ist auch für diejenigen tödlich, denen es wirtschaftlich gut geht. Wenn Erfolg unser Hauptziel im Leben ist, was passiert dann, wenn er uns verwehrt bleibt? Nachdem wir so viel von unserer Zeit, ja unseres Selbstbildes in unser Ziel investiert haben, können wir es dann noch ertragen, dahinter zurückzubleiben? Das schreckliche Geheimnis ist, dass unser Streben nach einem guten Leben uns vielleicht nur zu Selbsthass, psychischem Zusammenbruch und Suizid verdammt. Zumindest sieht mein langjähriger Freund Tom das so. Sein Vater war Kinderarzt, ein fürsorglicher Vater und bei jedermann beliebt, als er sich eine Kugel in den Kopf jagte:

Papas Finanzen waren immer noch in den roten Zahlen, selbst nachdem er unser großes Haus umgeschuldet und Mama gebeten hatte, aus dem Ruhestand zurückzukehren und als Sekretärin für ihn zu arbeiten. Ich war inzwischen auf einem kleinen und teuren College in Maine eingeschrieben, und Rick, ein Jahrgang jünger, steuerte im nächsten Jahr aufs College zu. Keiner von uns spürte, wie schwer das Gefühl des Versagens und die Geldnöte auf Papa lasteten.

Ich hatte immer das Gefühl, dass Papa abgewartet hatte, bis ich für die Weihnachtsferien vom College nach Hause kam, bevor er sich umbrachte. Auf diese Weise wusste er, dass ich zur Stelle war, um dem Rest

der Familie durch die Nachwehen zu helfen. Ich wusste es in dem Moment, als ich den Schuss hörte. Ich glaube, er hatte mit sich gerungen, still und einsam, und sich das Gehirn zermartert, was finanziell schiefgegangen war und was das Leben für ihn noch bedeutete. Papa muss sich lange Zeit einsam gefühlt haben, denn bislang hatte er nur Erfolg gekannt, und er fand keinen Weg, über sein Gefühl des Scheiterns zu sprechen.

Als die Polizei kam, fragte sie als Erstes nach dem Abschiedsbrief. Es gibt immer einen Brief, sagten sie. Und es gab ihn auch – ich hatte ihn bereits mit einer Stecknadel in seiner Brieftasche eingeklemmt gefunden und war dabei, ihn zu lesen, bis ein Beamter ihn mir aus den Händen riss. Das Schreckliche an dem Brief war nicht das, was da in verblasster Tinte auf zerknittertem Papier stand: „Lieber Gott, hab Erbarmen mit mir. Ich sehe keinen Ausweg aus meinen Problemen.“ Was mich erschütterte, waren die kleinen Stecknadelöcher, die durch die letzten Worte meines Vaters leuchteten. Dieser Zettel war etliche Male festgesteckt und wieder herausgenommen worden, bis zum letzten Mal. Wie oft hatte er ihn schon an sich angeheftet, nur um durch eine plötzliche Unterbrechung verschont zu bleiben: „Die Kinder kommen aber heute früh von ihrem Ballspiel zurück!“ Oder „Wer ist denn da an der Hintertür? Der Hund bellt!“ Oder „Mutter kommt die Treppe herunter – nicht jetzt!“

Tom glaubt heute, dass sein Vater sich erschoss, weil er wusste, dass seine Familie ihn verehrte, und es nicht ertragen konnte, in ihre Augen als Versager dazustehen. Toms eigene kindliche Vorstellung von einem Vater als einem Superhelden – einem, der unverwundbar war – überlebte seinen Vater in seinen Albträumen:

Selbst im Schlaf sah ich mich überwältigenden Träumen ausgeliefert, die ich zu verabscheuen lernte. Auf der Bühne meines Geistes gab es zwei wiederkehrende Albträume. Die Frage war nur, welcher in der jeweiligen Nacht auf dem Programm stand. In einem davon entkam mein Vater mit einer leichten Kopfverletzung wie in einem Hollywood-Kriegsfilm. Es ging ihm gut, und die einzige Spur seiner Schusswunde in diesem Traum war sein weißer Kopfverband. Es war seltsam, Papa mit dem Verband um den Kopf im Wohnzimmer herumgehen und an den Reglern der Stereoanlage drehen zu sehen, aber zumindest war er – in der Geschichte – am Leben.

Der zweite Traum hat dasselbe Thema wie der andere: „Mein Vater ist unverwundbar.“ In diesem Traum versammelte Papa die Sippe hinten auf der Terrasse, fasste sich ein Herz und verkündete uns die Nachricht: „Kinder, es tut mir leid, aber um über die Runden zu kommen, müssen wir das große Haus verkaufen.“ Ohne zu zögern, antworteten wir Kinder dann voller Verständnis: „Ach Papa, das macht nichts. Keine Sorge, Papa. Das kriegen wir schon hin.“

Er frage sich, sagt Tom, warum sein Vater mit niemandem über das reden konnte, was seine Erfolgsträume und seinem Selbstwertgefühl bedrohte. Hatte er das Gefühl, immer der perfekte Vater sein zu müssen – stark, einfallsreich und gesellig? Vielleicht ist dies das Vermächtnis seines tragischen Endes – die Einsicht, dass es zwar schmerzhaft ist, unser Scheitern zuzugeben und anzunehmen, die Unfähigkeit, ihm ins Gesicht zu sehen, aber tödlich sein kann. „Wenn wir das lernen“, sagt Tom, „dann ist Papa vielleicht nicht umsonst gestorben.“

Wie können wir einen Ausweg finden? Zunächst einmal können wir gründlich darüber nachdenken, was uns wertvoll ist. Setzen wir unser Vertrauen auf das Geld und die materiellen Anzeichen dafür, dass wir es geschafft haben, oder finden wir unsere Erfüllung in engen Beziehungen und einem starken Zweck für unser Leben? Wenn wir die Fallstricke des Materialismus erkennen, von welchen verführerischen Ablenkungen – Haus, Kleider, Autos und die kleinen Luxusdinge eines angenehmen Lebens – müssen wir uns dann trennen? Freimut und Ehrlichkeit sind bessere Richtschnüre als Vorsicht, wenn wir ausmisten, um uns die Freiheit zu verschaffen, unsere eigentlichen Ziele zu verfolgen. Es ist ein harter Prozess, das Nadelöhr zu durchqueren, indem wir unseren Besitz verringern, aber das ist der sicherste Ausgang aus dem Gefängnis des Materialismus.

Darüber hinaus müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, was wir eigentlich unter Erfolg verstehen, denn davon hängen viele, wenn nicht sogar die meisten der Ziele ab, die wir anstreben. Allzu oft meinen wir, indem wir uns bemühen, perfekte Eltern oder Kirchgänger zu sein, könnten wir unser Potenzial ausschöpfen und das Leben anderer bereichern. Doch indem wir uns so antreiben, bereiten wir zielsicher unsere eigene Katastrophe vor. Eine „perfekte“ Mutter kann ihre Kinder in die Rebellion (und sich selbst in den Wahnsinn) treiben; ein „perfekter“ Kirchgänger kann den Zweck seines Glaubens aus den Augen verlieren.

Am größten ist die Gefahr für uns vielleicht dann, wenn der Erfolg, den wir zu unserem Ideal erheben, die Form humanitärer oder religiöser Hochleistungen annimmt. Es ist leicht, mit dem Finger auf andere zu zeigen, die in ihrem Streben nach Perfektion in den guten Werken, denen sie ihr Leben widmen, einen Scheuklappenblick bekommen, ihre Ehe schädigen oder ausbrennen. Schwerer fällt es uns, zu akzeptieren, dass auch unsere eigenen nobel klingenden Rechtfertigungen für die Jagd nach bemerkenswerten Leistungen uns zu Sklaven machen werden, zwar nicht so krass, aber genauso sicher, wie es der Materialismus tut.

Diesen Schluss zog Henri Nouwen, der seine beachtliche akademische Laufbahn an der Yale-Universität hinter sich ließ, um sich einer Gemeinschaft

behinderter Menschen anzuschließen: „Wir sind dazu berufen, fruchtbar zu sein – nicht erfolgreich, nicht produktiv, nicht vollendet. Erfolg kommt durch Stärke, Stress und menschliche Anstrengung. Fruchtbarkeit kommt durch Verwundbarkeit und das Eingeständnis unserer Schwäche.“

Jeder, der einen realistischen Blick auf die Sterblichkeit des Menschen hat, wird die Wahrheit in Nouwens Worten spüren. Ob uns noch Wochen bleiben oder Jahrzehnte, eines Tages wird unser Leben enden. Das wissen wir natürlich alle, aber was fangen wir mit diesem Wissen an?

Viele von uns fangen gar nichts damit an. Im Großen und Ganzen müssen wir zugeben, dass unser Leben eine Reihe vergeudeter Gelegenheiten ist. Die Versuchung ist groß, diese schockierende Möglichkeit einfach nicht wahrhaben zu wollen und unseren inneren Blick auf irgendetwas anderes zu richten. Trotzdem wissen wir, dass wir innerlich leer sind. Wir haben den Verdacht, dass die Erfolge, die wir erstreben, eigentlich gar nicht so viel wert sind. Unser Privatleben drückt nicht die Freude und Liebe aus, die wir so gerne widerspiegeln würden. Die Verheißung unserer Kindheit bleibt unerfüllt; Wunden der Vergangenheit bleiben unverheilt. Wir fürchten uns davor, krank zu werden, den Verstand zu verlieren, zu sterben. Auch wenn es wehtut: Die Erkenntnis unseres Scheiterns anzunehmen ist das

Gesündeste und Fruchtbarste, was wir für unser geistliches Leben tun können. Die Figur des Tyler Durden aus dem nach wie vor viel zitierten Spielfilm *Fight Club* aus dem Jahr 1999 drückt es so aus:

Zuerst musst du aufgeben. Zuerst musst du wissen – nicht fürchten, sondern wissen, dass du einmal sterben wirst. Solange du das nicht weißt, bist du nutzlos. Nur eine Krise kann uns zu neuem Leben erwecken. Erst nachdem wir alles verloren haben, haben wir die Freiheit, alles zu tun.

Ihr seid nichts Besonderes. Ihr seid keine wunderschönen, einzigartigen Schneeflocken. Ihr seid genauso verwesende Biomasse wie alles andere. Wir sind alleamt Teil desselben Komposthaufens. Wir sind der singende, tanzende Abschaum der Welt.

Das ist dein Leben, besser wird es nicht. Auf den Nullpunkt kommen ist kein Wochenendurlaub. Kein verdammtes Seminar. Das ist dein Leben, und es endet jede Minute aufs Neue.

Tylers Tirade mag manchem nihilistisch vorkommen, aber sie verabreicht uns eine lebenswichtige, wenn auch brutale Dosis Weisheit. Wir müssen erst ganz am Boden sein, damit wir anfangen können, gesund zu werden. Das Eingeständnis unseres Scheiterns braucht uns nicht zu deprimieren oder zu beschämen – schließlich ist es das gemeinsame Los der Menschheit, dass wir

nicht so sind, wie wir sein sollten, und das müsste uns zusammenbringen.

Der mittelalterliche Mystiker Meister Eckhart schrieb: „Liebe selbst deine Sünden, denn sie werden dich dazu bringen, Gott mehr zu lieben.“ Damit meint er natürlich nicht, dass wir willentlich Böses tun sollen. Aber je eher wir unsere Sündhaftigkeit anerkennen, desto eher erkennen wir auch unsere Heilungsbedürftigkeit. Jesus drückte es so aus: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Und genau für die kam er: für die Prostituierten und Zöllner, die Blinden, die Lahmen und die Besessenen. Und er selbst war alles andere als „brav“. Er war ein einfacher Arbeiter, der am Sabbat arbeitete, die Geistlichen bloßstellte, den politischen Führer seines Landes als Fuchs bezeichnete und an einer heiligen Stätte einen Aufruhr verursachte.

Allzu oft geben wir uns alle Mühe, unsere Schwächen und unser Versagen voreinander zu verbergen, indem wir alles daransetzen, nach außen hin eine respektable Fassade zu wahren. Aus Angst davor, zu zeigen, wie unglücklich wir innerlich sind, bauen wir Mauern um uns, die uns die anderen vom Leib halten. Warum gehen wir so in unsere eigenen Gedanken und Ängste verstrickt aneinander vorbei? Vielleicht, weil wir Angst davor haben, so gesehen zu werden, wie wir sind. Doch die Barmherzigkeit Jesu gegenüber den Menschen,

denen er begegnete, zeigt, dass die tiefste Erfüllung im Leben daher kommt, dass wir jede menschliche Begegnung für wertvoll erachten und jedem, dem wir begegnen, Liebe erweisen, besonders, wenn es einsame, verzweifelte oder niedergeschlagene Menschen sind. Welche Ausrede kann es dafür geben, unsere Scheu vor der Liebe nicht zu überwinden? Sobald wir frei sind von unserem Drang, Geld zu verdienen, produktiv zu sein und Dinge zu erreichen, werden wir in jeder Begegnung die Freude entdecken, jemanden zu finden, den wir genauso lieben können wie unser eigenes Ich. Solche Begegnungen verschwinden nicht mit der Zeit: Sie sind unsterblich und von bleibendem Wert für uns. Um es mit den Worten der Romanautorin Alice Walker zu sagen:

Unsere letzten fünf Minuten auf der Erde verstreichen. Wir können diese Minuten in Niedertracht verbringen ... oder wir können sie damit verbringen, bewusst jede leuchtende Seele zu umarmen, die in unsere Reichweite gerät.

5

Sex

Liebe, dachte ich, ist stärker als der Tod
oder die Furcht vor dem Tod. Nur durch sie,
durch die Liebe, hält das Leben zusammen
und schreitet voran.

I W A N T U R G E N E W

Die Geschichte von Viagra und anderen Medikamenten gegen Impotenz ist ein modernes Moralstück über Himmel und Hölle. Diese kleinen Pillen haben ihren Herstellern Milliarden eingebracht und sind von unzähligen stillschweigend peinlich berührten Leidenden als Geschenk des Himmels gepriesen worden.

Der Schlüssel zu der Geschichte steckt in den Details. Impotenz ist sicherlich ein legitimes medizinisches Problem, auch wenn sie wohl kaum so häufig ist wie alle möglichen anderen Beschwerden, von Herzkrankheiten bis zu Arthritis. Doch selbst Branchenexperten

räumen ein, dass die meisten Verschreibungen nicht für Leute mit echten physiologischen Problemen ausgestellt werden. Stattdessen werden sie an Männer verkauft, die es einfach nur „besser und öfter“ haben wollen oder daran glauben, dass das Medikament „die allgemeine Zufriedenheit in der Beziehung steigert“.

Glaubt man der Werbung, so ist eheliches Glück ganz einfach durch eine Pille zu erlangen. Aber dabei werden die echten Statistiken ignoriert. Zum einen betrifft Impotenz nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung, sodass anzunehmen ist, dass die Unzufriedenheit, von der die übrigen geplagt werden, weniger mit ihrem Körper zu tun hat als mit Burnout, Stress, Drogenmissbrauch und Schuldgefühlen über heimliche Fantasien, Untreue und Lügen. Zum anderen werden fast vierzig Prozent aller Ehen in Deutschland geschieden. Ehebruch ist an der Tagesordnung, und für viele Menschen sind „Beziehungen“ nichts Gutes, sondern gleichbedeutend mit Treuebruch und Niederlagen.

Trotz ihrer angeblichen Zauberkraft haben Sexualmedikamente nichts dazu beigetragen, irgendeinen dieser destruktiven Trends umzukehren. Im Gegenteil, zumindest eine Studie zeigt sogar, dass chemisch verjüngte Männer dazu neigen, ihre Ehefrauen zu verlassen und sich jüngere Partnerinnen zu suchen. Vielleicht ist das die Nebenwirkung dieser Medikamente, die man besonders im Auge behalten sollte.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der ständig von Sex die Rede ist, aber unser Verständnis davon, was er bedeuten kann, ist immer noch zutiefst verkümmert. Und es ist nicht nur die Pharma-Industrie, die unsere Besessenheit ausnutzt. Fernsehproduzenten und Radiomoderatoren, Schönheitschirurgen, Filmregisseure und Verleger – sie alle bereichern sich an dem beispiellosen öffentlichen Heißhunger auf immer mehr. Die offensichtliche Folge all dessen ist die massenhafte Kommerzialisierung von Sexualität. Damit einher gehen aber auch das allmähliche Verschwinden echter Intimität und die Degradierung der Erotik ins Rohe und Banale. Binnen eines halben Jahrhunderts sind Einstellungen, die einmal undenkbar waren, alltäglich geworden, und was früher als Perversion galt, wird heute für natürlich und normal gehalten. Was gestern noch Porno war, heißt es, ist heute Werbung.

Manche Leute behaupten, dass negative Haltungen einfach nur gesünder geworden seien; und es stimmt, dass vieles von dem, was unsere Großeltern als Sünde betrachteten, in den Augen unserer Generation Freiheit ist. Für viele heutige Jugendliche jedoch gilt keine dieser Sichtweisen. Sie betrachten sexuelle Aktivität weder als Sünde noch als Quelle der Befreiung, sondern als schnelles Mittel gegen Einsamkeit und Langeweile. „Manchmal denke ich, die ganze Welt dreht sich nur um Sex“, sagt der fünfzehnjährige Jakob mit einem

gelangweilten Seufzer. „An manchen Abenden, wenn die Eltern meiner Freundin weg sind, schließen wir uns in ihrem Zimmer ein ... , und manchmal denke ich dann, eigentlich könnten wir doch auch draußen sein und etwas ganz anderes machen.“ Und selbst diejenigen, die sich ihrer Eroberungen rühmen, leben oft insgeheim in Furcht vor Geschlechtskrankheiten.

Wir hinterlassen unseren Kindern eine Welt, in der die Dimension menschlicher Erfahrung, die einst als besonders heilig und himmlisch galt, sich womöglich als pure Hölle entpuppen wird. Sie hatten nie die Chance, Sex auf unschuldige Weise zu entdecken, und ahnen deshalb nichts von seiner geheimnisvollen Fähigkeit, nicht nur körperliche Bedürfnisse, sondern auch Geist und Seele zu befriedigen. Verehrung ist für sie ein bedeutungsloses, altmodisches Wort; Lust ist etwas, dem man sich hingeben sollte; ein Kondom die einzig nötige Vorsichtsmaßnahme. Doch oft ist der Preis dafür hoch: Angst, Selbsthass, Verwirrung und Verzweiflung.

Wie können wir Sex wiederentdecken als das wunderbare, göttliche Schöpfungsgeschenk, das er ist? Wie können wir davon frei werden, Sex als Elend zu erleben? Darauf gibt es keine einfachen Antworten; schließlich befindet die Sphäre der Sexualität stets in einer wackeligen Balance zwischen Trauer und Freude, Erfüllung und Frustration – zwischen Himmel und Hölle. Aber das sollte uns nicht entmutigen. Statt

Sex als ein Problem zu behandeln, das Moralisten und Sittenwächter lösen müssen, sollten wir uns mit seinen Herausforderungen auseinandersetzen und uns bemühen, ihn besser zu verstehen.

Eine Möglichkeit dazu ist, dem Gedanken der Sexualität als einer rein physiologischen Angelegenheit zu widerstehen. Diese Herangehensweise, sagt der deutsche Philosoph Friedrich Foerster, ist unhaltbar, denn sie rechnet nicht mit der ganzheitlichen Natur der sexuellen Sphäre und führt zu einer unbehaglichen Hassliebe zur Sexualität.

Es ist eine unnötig anstrengende Übung, die Hölle in Gestalt der natürlichen erotischen Energien des Körpers auf die eine Waagschale und den Himmel in Gestalt unseres spirituellen Selbst auf die andere zu packen. Außerdem wäre dies eine grobe Vereinfachung der menschlichen Existenz, die aller Realität widerspräche. In einer Passage über eine fiktive Bibelschule, in der so gedacht wird, schildert Wendell Berry treffend die Verzerrung, die sich daraus ergibt:

Alles Schlechte wurde dem Körper angelastet, alles Gute der Seele zugeschrieben. Es machte mir ein wenig Angst, als ich merkte, dass ich es genau andersherum sah. Wenn es tatsächlich eine Trennung von Seele und Leib gab, dann schien es mir eher so zu sein, dass all die schlimmsten Sünden – Hass und Zorn und Selbstgerechtigkeit und sogar Gier und Lust – aus der Seele kamen.

Doch diese Prediger, von denen ich rede, dachten alle, die Seele könne nichts falsch machen, sondern habe stets ein sauberes Gesicht und die Hosen an und empfinde es als eine Qual, sich mit dem Fleisch und der Welt abgeben zu müssen. Und dennoch glaubten dieselben Leute an die Auferstehung des Leibes. Ihre eigenen Leiber waren durch Nichtgebrauch verweichlicht oder durch Selbstverachtung vertrocknet. Und eben diese Leiber, die sie vernachlässigten oder ignorierten oder verachteten, sollten auferstehen und ewig leben. Und das, dachten sie, würde dann der Himmel sein.

Ein solcher Dualismus hat mit dem wirklichen Leben wenig zu tun. Jeder von uns ist ein Ganzes, bestehend aus Seele und Leib. Der Leib beherbergt die Seele, und durch den Leib drückt die Seele sich aus. Natürlich muss da ein ständiges Geben und Nehmen stattfinden: Zum Beispiel kann der Leib nicht immer das letzte Wort haben. Enthaltbarkeit und Selbstbeherrschung sind wichtig, und oftmals ist die Unterdrückung eines Verlangens keineswegs etwas Schlechtes, sondern bewahrt uns davor, denen wehzutun, die wir lieben – und uns selbst. Doch genauso wenig wie für unsere geistigen und spirituellen Eigenschaften sollten wir uns für unseren Körper und seine sexuellen Attribute schämen – oder für die Sexualität selbst. John Donne, der große englische Dichter, der sowohl über Sex als auch über Religion schrieb, fasste es in diese Worte:

Wir wollen uns dem Leib zuwenden, so dass
Als schwache Menschen wir der Liebe Offenbarung
sehen dürfen:

In der Seele wachsen die Geheimnisse der Liebe,
Ihr Buch jedoch, worin sie geschrieben, ist der Leib.

Wenn wir Leib und Seele so als integrale Bestandteile eines einheitlichen Ganzen betrachten, werden wir sie nicht (wie die Asketen) als in einem ständigen Krieg miteinander wahrnehmen, sondern ihre unzerstörbare Harmonie erkennen und sie als natürlich und gut begreifen.

Jesus ist eine vollkommene – die einzige vollkommene – Verkörperung dieser Haltung. Obwohl er der Sohn Gottes ist, hatte er die Gestalt eines menschlichen Mannes. Er verachtete den menschlichen Körper nicht und schreckte vor dem Körperlichen oder Sinnlichen nicht zurück, zum Beispiel versorgte er eine Hochzeitsgesellschaft mit Wein und ließ zu, dass eine Frau ihm mit ihrem Haar die Füße trocknete.

Selbstverständlich ist – im Gegensatz zu Jesus – keiner von uns sündlos oder rein, und wenn wir mit Sex zu tun haben wollen, ohne dadurch verletzt zu werden, müssen wir lernen, die Stimme unseres Gewissens zu stärken. Es ist nie leicht, der Stimme unseres Inneren zu folgen: Wenn wir uns erst einmal angewöhnt haben, sie zum Schweigen zu bringen oder zu ignorieren, kann es sehr schwierig sein, sie überhaupt wahrzunehmen. Aber unabhängig von unserer Erziehung, Orientierung oder

Erfahrung hat jeder von uns ein Grundgefüh für, was richtig und falsch ist. Und wann immer wir uns im sexuellen Bereich danach richten, können selbst diejenigen unter uns, die die größten Probleme haben, ihren Wert als Quelle der Wegweisung und des Schutzes erfahren.

Natürlich ist das Gewissen kein unfehlbarer Maßstab für Wahrheit. Wenn uns etwas „auf dem Gewissen liegt“, kann es von dieser Last so geschwächt sein, dass es praktisch nutzlos wird. Wenn das der Fall ist, wird die Heilung ein langer, schmerzhafter Prozess sein, der viel Selbstprüfung und rückhaltlose Ehrlichkeit erfordert. Zugleich wird dieser Prozess auch eine tiefe Demütigung sein, denn die Wiederherstellung des Gewissens hängt davon ab, dass wir uns von der Illusion lossagen, die Kluft zwischen unserem öffentlichen und unserem privaten Ich spiele keine Rolle. Doch, das tut sie. Auch der hartnäckigste Ehebrecher wird zugeben, wie anstrengend es ist, ein Doppelleben zu führen. Ebenso wird jemand, der zwanghaft masturbiert, einräumen, dass alle heimliche Befriedigung, die seine Gewohnheit ihm verschafft, hinterher durch Schuldgefühle immer wieder verdorben wird. Selbst er weiß, wie Thoreau es einmal ausdrückte, dass „sich keine Freiheit zu besitzen lohnt, wenn wir nicht Freiheit und Frieden in unserem Geist haben – wenn unser innerster, privater Mensch ein fauliger, trüber Tümpel ist“.

Tragischerweise sind unsere Vorstellungen von sexueller Moral durch die herrschende Kultur so verzerrt,

dass viele von uns nie das Glück erlebt haben, das echte Freiheit uns verschaffen kann. Die meisten Leute rechtfertigen so ziemlich alles, was sie tun, indem sie es als Antwort auf ihr Bedürfnis nach sexueller „Freiheit“ hinstellen – dabei wäre „Unfreiheit“ eine viel treffendere Beschreibung. Als Gefangene ihres Verlangens bringen viele Menschen ihr ganzes Leben damit zu, ihre Triebe zu befriedigen.

Wie ganz anders würde ihre Welt aussehen, wenn sie Sex in seinem ursprünglichen, gottgegebenen Zusammenhang kennenlernen würden – als Ausdruck der Liebe und Hingabe zwischen einer Frau und einem Mann. Nur in einer solchen Beziehung kann der Sex in seiner ganzen Schönheit erblühen und seine besten Früchte bringen: das körperliche Hochgefühl des Orgasmus, die tiefen Bande emotionaler Intimität, die spirituelle Vereinigung und darüber hinaus auch die Möglichkeit der Fortpflanzung.

Das soll nicht heißen, dass Empfängnis immer das Ziel des Geschlechtsverkehrs sein muss oder dass Sex nur etwas für junge, fruchtbare Menschen wäre. Eine unserer eindrucklichsten Erfahrungen als Eheberater machten meine Frau und ich durch Laura, einer Frau aus unserer Gemeinde. Obwohl Laura todkrank war, schlief ihr Mann immer noch mit ihr; sie hatten beschlossen, ihr Bett bis zu ihrem letzten Atemzug zu teilen. „Wir sind uns näher gekommen als je zuvor“,

schrieb uns Laura. „Ich habe nur noch eine Brust, bin vom Krebs zerfressen – bin am Sterben –, und trotzdem können wir immer noch auf wunderbare Weise körperlich zusammen sein. Das ist ein kostbares und schönes Geschenk.“

Natürlich macht die Ehe den Sex nicht automatisch zu etwas Edlem. Ich kenne Ehepaare, die seit Jahren im selben Bett schlafen und dennoch darüber klagen, dass sie sich meilenweit voneinander entfernt fühlen. Wenn wir den Gegensatz zwischen Lauras Freude einerseits und der Furcht und dem Schrecken einer misshandelten Ehefrau andererseits betrachten, erkennen wir sofort, dass ein Ehering kein Garant für Zärtlichkeit und Liebe ist.

Die Ehe ist ein wunderbares Geschenk, aber sie ist nicht alles: Es gibt noch Größeres. Und wie Ralph, ein Bekannter, der freiwillig enthaltsam lebt, bezeugt, muss das Leben nicht weniger erfüllend sein, nur weil man keinen Geschlechtsverkehr hat:

Obwohl ich jahrelang sexuell aktiv war, ist es jetzt zwölf Jahre her, seit ich eine Freundin hatte oder masturbiert habe. Nicht, dass ich heilig oder rein wäre oder dergleichen. Aber es liegt ein Geheimnis im Verzicht – er hat mir eine Freude und Erfüllung verschafft, wie ich sie nie kannte, als ich noch Sex mit allen möglichen Frauen hatte. Ich habe sogar erlebt, wie Barmherzigkeit als Frucht daraus wuchs.

Jesus sagte, dass diejenigen, die Ehelosigkeit akzeptieren können, das um des Reiches Gottes willen tun sollten. Er sagte auch, dass in der zukünftigen Welt die Menschen nicht mehr heiraten werden. Das zu akzeptieren ist für mich also auch eine Chance, Zeugnis von einer Zukunft abzulegen, in der die sexuelle Energie durch etwas viel Größeres und Wunderbareres absorbiert und assimiliert werden kann.

Dieser Gedanke ist schwer zu begreifen in unserer Zeit, wo Millionen im Sex den höchsten Gipfel menschlichen Glücks sehen. Aber vielleicht ist das der Schlüssel zur Antwort auf die Not, die entsteht, wenn diese rosige Idealisierung sich als die gefährliche Illusion entpuppt, die sie ist.

Schmerz oder Genuss, Seelenmord oder Nirwana, Hässlichkeit oder Schönheit, Lust oder Liebe – Sex kann alles sein, was wir daraus machen, vom Himmel bis zur Hölle. Deshalb dürfen wir, egal, wie sehr wir den Sex verfälscht und verdreht haben, und egal, wie tief wir dabei verletzt worden sind, niemals aufhören, daran zu glauben, dass er vollkommen wiederhergestellt und bestätigt werden kann. Ja, wie John Stott in seinem Buch *The Unforbidden Fruit* schreibt, wir müssen diese Hoffnung aktiv bestärken:

Ich erinnere mich an die Geschichte von einem Schäfer, der ein paar Hütehunde hatte. Als einmal ein Wanderer in den Bergen den Schäfer traf, fiel ihm auf,

dass die beiden Hunde ständig miteinander kämpften. Er fragte den Schäfer: „Welcher Ihrer beiden Hunde gewinnt meistens?“ Der Schäfer erwiderte: „Der, den ich am meisten füttere.“ Mit anderen Worten, unsere neue Natur wird nur insoweit die Oberhand über die alte gewinnen, als wir die neue füttern und die alte aushungern.

6

Feuerproben

Das Zugseil bindet ein Boot, aber ist die
Bindung sein Sinn? Zieht es nicht zugleich
auch das Boot vorwärts?

RABINDRANATH TAGORE

Diane war zwar schon Leuten mit Multipler Sklerose begegnet, aber ihr kam nie der Gedanke, sie könnte selbst daran erkranken. Sie wusste nicht einmal genau, was das ist. Bis sie zweiundzwanzig war. Dann brach die Krankheit über sie herein, ganz unerwartet und so schnell, dass innerhalb eines Monats ihre Beine, Hände, Brust und Rücken zu kribbeln begannen und dann steif und gefühllos wurden.

Selbst in unserer Zeit, wo es umfassende Studien und technologisch aufwändige Tests gibt, wissen Forscher nur wenig über MS. Sie können einem weder sagen, wie lange man noch zu leben hat, noch vorhersagen, mit

welchen Behinderungen man zu rechnen hat. Manche Patienten erreichen ein hohes Alter, andere verfallen so rasch, dass sie innerhalb eines Jahres sterben. Manche leiden unter Schwäche, andere unter Lähmungserscheinungen. Manche werden blind, andere inkontinent.

Das Einzige, was Dianas Ärzte ihr einigermaßen zuverlässig sagen konnten (und sagten), ist, dass jeder MS-Schub seine Spuren hinterlässt. Auf lange Sicht landen die meisten Patienten im Rollstuhl und werden für ihre tägliche Versorgung in fast jeder Hinsicht abhängig von anderen. Depressionen sind eine häufige Begleiterscheinung dieser Krankheit, und viele Betroffene bringen sich um, um der Krankheit zu entkommen.

Zum Glück für Diane hat die MS ihr Leben nicht zerstört. Sechs Monate nach ihrer Diagnose ist sie immer noch auf den Beinen und so optimistisch und strahlend wie eh und je. Nicht, dass alles eitel Freude gewesen wäre:

Nach meiner Diagnose schlug ich MS im Pflegelehrbuch einer Freundin nach. Da waren alle Auswirkungen der Krankheit aufgelistet – alle möglichen Handikaps. Ich fing an zu weinen. Würde ich verrückt werden? Würde ich jung sterben? Würde ich mit irgendeiner grauenhaften Behinderung siebzig werden?

Doch ein Vers, den sie im Neuen Testament fand, half ihr, sich zusammenzureißen:

Ich schlug meine Bibel auf und suchte wahllos einen Vers heraus. Da stand: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit.“ Ich hatte noch nie etwas gelesen, was so direkt für mich bestimmt zu sein schien . . . und es hat mein Denken in jeder Hinsicht verändert.

In letzter Zeit empfinde ich mich sogar als privilegiert, weil ich gezwungen bin, immer nur einen Tag auf einmal zu leben – ich weiß ja überhaupt nicht, wie meine Zukunft aussehen wird. Eigentlich war das wohl schon immer so, aber jetzt ist es mir wirklich bewusst.

Besonders in religiösen Kreisen ist es zu einem Klischee geworden, über Krankheit so zu reden: darauf hinzuweisen, dass sie inneres Wachstum herbeiführen kann; zu sagen, dass sie sogar die Seele läutern und stärker machen kann als zuvor. Im Gegensatz zu den meisten Klischees ist dieses jedoch nicht hohl. Selbst Virginia Woolf, eine Schriftstellerin, die für ihren Zynismus bekannt war, war in der Lage, das positive Potenzial in der Krankheit zu sehen. Einmal schrieb sie sogar, Krankheit mache es uns möglich, eine „enorme spirituelle Veränderung“ zu erleben. Schon eine leichte Grippe könne „ganze Wüsten und Wildnisse der Seele“ ins Blickfeld rücken. „In der Krankheit“, sagt sie, „schweben wir, Verantwortungslos und Abgeschieden und – vielleicht zum ersten Mal seit Jahren – in der Lage, uns umzuschauen, aufzuschauen . . . zum Beispiel zum Himmel.“

Außerdem, fügt sie an, sei Krankheit im Gegensatz zu anderen ein Zustand, in dem „Dinge gesagt werden und Wahrheiten enthüllt, die der vorsichtige Respekt der Gesundheit verbirgt . . .“

Krankheit hat auch bitterere Seiten. Als Elena, eine Verwandte, die an Anorexie litt, den Boden unter den Füßen zu verlieren begann, veränderte sich ihr gesamtes Verhalten: Ihre Stimme wurde zu einem Flüstern, ihr Lächeln sah eher aus wie eine gequälte Grimasse, und während sie einst fröhlich und kontaktfreudig gewesen war, zog sie sich jetzt zornig in sich selbst zurück. Ihre Schwester beschreibt ihre Krankheit (die sie inzwischen überwunden hat) so:

Elena war dreizehn, als sie die Diagnose Anorexia nervosa bekam. Sie schien eine sehr unwahrscheinliche Kandidatin dafür zu sein. Manchen Leuten scheint im Leben alles zuzufallen, und zu diesen gehörte auch Elena. Sie war überall beliebt, stand ganz natürlich im Mittelpunkt unter Gleichaltrigen und hatte nie Mühe, auf Menschen zuzugehen. Die Schule fiel ihr leicht, und trotzdem lernte sie intensiv und trieb sich zu Bestleistungen an.

Auch sportlich war Elena überall obenauf. Laufen und Reiten waren ihre Lieblingssportarten. Sie war eine ehrgeizige Wettkämpferin. Ihre äußere Erscheinung war ihr nicht besonders wichtig. Wenn sie zum Essen an den Tisch kam, roch sie oft nach Pferden,

ihre schwarzen Haare waren durcheinander, unter den Fingernägeln hatte sie braune Schmutzränder, und ihre Turnschuhe waren offen. Ihr Appetit war erstaunlich. Sehr wählerisch war sie beim Essen nie gewesen, aber Klöße waren immer ihre Lieblingsspeise – ihr Rekord lag bei neun Stück auf einmal. Von außen betrachtet schien also in Elenas Leben alles glatt zu laufen. Im folgenden Herbst sollte sie auf die Highschool kommen, und sie hatte sich bereits vorgenommen, Vegetarierin zu werden.

Im Sommer ihres achten Schuljahres begannen sich die Dinge zu verändern. Elena wurde stiller und ernster. In allem, was sie tat, wurde sie ordentlicher, hilfsbereiter, sorgfältiger. Es war eine langsame Veränderung, und wer unter uns sie bemerkte, beschloss, sie zu ignorieren. Die Schule fing an, und Elena wurde zunehmend zurückgezogener und bedrückter. Ihr Lächeln wurde zur Seltenheit, und das wilde Gelächter, das wir am Frühstückstisch so oft zu dämpfen versucht hatten, verschwand ganz.

Sie wollte unbedingt anderen gefallen und arbeitete unermüdlich. Noch ein paar Monate zuvor mussten wir sie von draußen praktisch hereinzerren, damit sie den Tisch deckte oder das Geschirr spülte. Jetzt auf einmal wollte sie es sich nicht mehr nehmen lassen, das ganze Essen allein zuzubereiten. Sie beobachtete uns eingehend, während wir aßen, und räumte dann den Tisch ab, sobald alles aufgegessen war. Sie selbst aß kaum

etwas und behauptete immer, sie hätte viel genascht oder einfach keinen Hunger. Ihre unaufhörliche Aktivität ging dem Rest der Familie auf die Nerven. „Jetzt entspann dich doch mal“, hätte ich ihr am liebsten gesagt: „Mach doch mal einen Moment Pause.“

Draußen wurde es kühler, und Elena begann abzunehmen. Sie gewöhnte sich an, weite Kleidung zu tragen – Jogginghosen, Rollis und dicke Pullover –, um ihre Figur zu verbergen, aber ihr Gesicht verriet es trotzdem. Binnen Wochen spannte sich ihre Haut über den Wangenknochen und wurde weiß und abgehärmt. Ihre Augen sanken in die Höhlen, und um ihren Mund bildeten sich seltsame Falten. Wenn sie sprach, hörte sich ihre Stimme hoch und nasal an.

Ich weiß noch, wie ich dachte: „So kann das nicht weitergehen. Wenn nur mal jemand meiner Schwester ordentlich die Leviten lesen würde, dann würde sie schon zur Besinnung kommen.“ Doch stattdessen wurde es nur schlimmer. Sie ignorierte ihre Freunde und sprach kaum noch. Es schien, als könnte sie gar nicht hart genug oder schnell genug arbeiten – Kochen, Putzen, Hausaufgaben, Besorgungen. Sie gönnte sich nicht die kleinste Pause.

Eines Tages im Oktober dann trat ihr Körper in Streik. Sie begann sich zu übergeben, und bis zum Ende des Tages war sie so schwach, dass sie nicht mehr laufen konnte. Ich schlug ihr eine Dusche vor – vielleicht würde sie sich dann besser fühlen –, aber sie

brach im Badezimmer zusammen. Sie rief mich herein, um ihr zu helfen, und ich bekam einen Riesenschreck, als ich sie sah. Jede Rippe war zu sehen, ihr Bauch war völlig eingefallen, ihre Beine dünn wie Bleistifte, ihre Haut kränklich-weiß. Sie übergab sich noch einmal, weinte dann lautlos vor sich hin und flüsterte: „Ich sterbe, ich sterbe.“

Ich glaube, keiner von uns hätte sich vorstellen können, was vor ihr lag – ein Kampf ums Leben, so heftig, dass er sie körperlich, sozial und spirituell vollkommen veränderte. Sie wurde unfähig, sich länger als für ein paar Minuten auf irgendetwas zu konzentrieren, konnte sich keine Sekunde mehr entspannen und ließ keinen von den Menschen, mit denen sie noch vor ein paar Monaten völlig vertraut gewesen war, mehr an sich heran.

Sie erzählte uns von den Stimmen in ihrem Kopf – ganz reale, hörbare Stimmen, die ihr sagten, wie wertlos, furchtbar, dick und egoistisch sie sei. Es schien nichts zu geben, was sie tun konnte, um sie zum Schweigen zu bringen. Jeder Tag war ein Kreislauf des Schreckens – je mehr sie sich anstrengte, je weniger sie aß, desto lauter und eindringlicher schienen die Stimmen zu werden. Es schien ihr nur noch eins übrig zu bleiben. Verschwinden.

Und so schwand sie vor unseren Augen dahin. Alle ihre Lebensäußerungen wurden immer kleiner und unauffälliger. Sie sprach mit einem kaum hörbaren

Flüstern und versuchte, sich mit Hilfe von Gesten und Zeichensprache wortlos mit uns zu verständigen. Ihre Handschrift, die vorher groß und raumgreifend gewesen war, verwandelte sich in kaum lesbare Buchstaben, die sich auf einem winzigen Bruchteil eines Blattes zusammendrängten. Die Stimmen redeten immer weiter auf sie ein, und sie wagte es nicht, sich hörbar zu äußern oder Raum einzunehmen.

Die Schlacht in ihrem Innern tobte weiter, bisweilen so heftig, dass es körperlich sichtbar war – ihr Gesicht wurde kreideweiß und verzerrte sich, sie stampfte mit den Füßen oder tigerte hektisch herum, um dann weinend wie ein Baby zu Boden zu fallen. Manchmal bekam sie Wutanfälle und ging mit Tritten und Schlägen auf jeden los, der sich in ihre Nähe wagte. Schuhe, Bücher und Wecker flogen durchs Zimmer. Und dann: „Ihr hasst mich doch alle. Ich bin euch völlig egal. Ihr sagt immer: ‚Wir lieben dich‘, aber das ist überhaupt nicht wahr!“

Oder sie lief einfach weg. „Mich seht ihr nicht wieder. Ihr habt ja keine Ahnung, was ich mir antun kann.“ Einmal verschwand sie in einem so dichten Nebel, dass man nur ein paar Meter weit sehen konnte. Mama fand sie bei ihrem Pferd in der Scheune und hielt sie fest in den Armen, während sie weinte. „Mama, du hast keine Ahnung, wie das ist. Jeden Morgen, wenn du aufwachst, hast du etwas, worauf du dich freuen kannst, aber ich nicht. Mein Leben ist überhaupt nichts wert. Es taugt nichts.“

Den Nachmittag ihres vierzehnten Geburtstages verbrachte sie in ihrem Zimmer und betete, „lieber Krebs zu haben als das“. In jener Nacht lag sie, vollkommen unter ihrer Decke verborgen, im Bett und heulte. „Ich kann nicht weiterkämpfen. Es wäre leichter, einfach zu sterben.“

Manchmal ist die Hölle einfach die Hölle, und alles Reden macht es nicht besser. Allem Wunschdenken zum Trotz werden die meisten Menschen durch Krankheit nicht edler; genauer gesagt, ihre Sturheit und Widerborstigkeit, ihr Eigensinn, ihr Egoismus und ihre Ungeduld nehmen zu, nicht ab. Auch ein klinischer Fachbegriff wie Anorexie, so nützlich er auch sein mag, um bestimmte Facetten von Elenas Krankheit zu beschreiben, kann nicht einmal ansatzweise eine Antwort auf die Fragen geben, die er aufwirft. Was ist zum Beispiel mit Dämonen oder anderen übernatürlichen Realitäten? Abgesehen von spektakulären Exorzismen, was sollen wir denn mit verbürgten Fällen von Besessenheit anfangen? Was ist mit Jesus, der Dämonen austrieb – sogar solche, die in den Evangelien ausdrücklich und namentlich genannt werden? Die Wissenschaft kann die Symptome fast aller Krankheiten erklären. Aber sie hat keine Erklärung dafür, warum eine bestimmte Person davon befallen ist, und sie kann das Leiden nicht beenden.

Johann Christoph Blumhardt (1805–1880), ein für seinen ganzheitlichen Ansatz in der Krankenseelsorge bekannter deutscher Pastor, weist darauf hin, dass wegen der engen Verflechtung des Körperlichen, des Emotionalen und des Geistlichen die beste Antwort auf Krankheit diejenige ist, die alle drei Bereiche mit einbezieht. Darüber hinaus schlägt er die folgende uralte, einfache Lösung vor: „Durch Gebet und Selbstprüfung suche das direkte Eingreifen Gottes.“

Blumhardt vertrat nie die Ansicht, dass Beten immer zu einer körperlichen Besserung führen müsse. „Wahrer Glaube“, sagte er, „schließt die Bereitschaft ein, eine negative Antwort zu akzeptieren.“ Darüber hinaus warnte er davor, nur zu beten, damit es einem besser gehe, sondern betonte, man solle einfach beten und alles annehmen, was von Gott kommt. Er sah sich auch nicht in Konkurrenz zu Ärzten und verachtete nicht die Wissenschaft. In einer Predigt sagte er:

Alles Verwerfen des Arztes, namentlich in chirurgischen Dingen, ist völlig unrecht. Es ist ein Fehler, dass man so übertriebene Grundsätze aufbringt, wodurch auch das Gebet zu einer besonderen Kurart herabgestempelt wird. In unserer Zeit sind eben die Heilskräfte nicht genügend da; warum sollte man nicht in Anwendung bringen, was Menschen nach der Erfahrung einander helfen können? Da ist Eigensinn, Lieblosigkeit, auch Frechheit dahinter, die alles nur von Gott erzwingen will, auch wenn er nicht will.

Von der Gabe zu heilen aber weiß unsere jetzige Christenheit rein nichts mehr. ... Insbesondere bei Geisteskranken nehmen sich die Pfarrer neben der Treue und Sorgfalt der Ärzte seltsam aus.

Doch er blieb bei seinem grundlegenden Rat: „Vertraue auf Gott und bete zuversichtlich zu ihm.“ Und als ihn ein anderer Pastor mit einer komplizierten Frage zum Wesen der Krankheit und der Heilung festzunageln versuchte, erwiderte er: „Meine höchste Maxime ist diese: Alles kommt von Gott.“

Besonders in unserer Zeit hört sich diese Überzeugung vielleicht extrem an. Für mich hingegen ist es eine zentrale Erkenntnis. Denn ganz egal, wie viel wir über Krankheiten zu wissen behaupten, es bleibt doch immer jener unauflösliche Rest übrig, für den die Medizin keine Antwort hat. Letzten Endes halten nicht wir das Steuer unseres Lebens in der Hand, und dies zu wissen sollte Grund genug für uns sein, Gott um seine Hilfe zu bitten.

Tragischerweise widerstrebt das vielen von uns: Wie Blumhardt einmal bemerkte: „Die meisten Kranken schleppen sich lieber zehn Meilen dahin, als ihr Gewissen zu erforschen oder ihre Knie zu beugen.“ Mein Freund Jon hingegen findet genau das besonders wichtig – und die dazu notwendige Demut und Selbsterforschung allemal wert. Vor Kurzem wurde bei ihm ein Non-Hodgkin-Lymphom festgestellt. Er sagt:

Als ich die Knoten zum ersten Mal bemerkte, hoffte ich, sie würden wieder verschwinden. Ich glaube, viele Leute nehmen so eine Haltung ein, wenn sie merken, dass mit ihnen spirituell etwas nicht stimmt. Aber nicht alle Knoten verschwinden wieder, und Probleme genauso wenig. Wenn es in dir etwas gibt, was dir nicht gefällt, solltest du dich lieber darum kümmern.

Vor Kurzem wurde von einem meiner Knoten eine Biopsie entnommen, und seitdem denke ich, dass ich eine Biopsie meiner Seele gebrauchen könnte – um alles untersuchen zu lassen und herauszufinden, was für eine Therapie ich brauche. Denn wir gehen alle durch Zeiten, in denen wir wissen, dass etwas uns belastet. Und man müsste ein Narr sein, wenn man dann sagte: „Das ist mir egal, ich brauche keine Therapie.“ Denn das, was du mit dir herumschleppst, könnte dich umbringen.

Als einer, der am Bett vieler sterbender Menschen gesessen hat, kann ich versichern, dass Leute wie Jon – Leute, die sich dem gestellt haben, „was du mit dir herumschleppst“, wie er es ausdrückt – wesentlich bessere Chancen haben, in Frieden zu sterben, als diejenigen, die das nicht tun.

Wenn man stirbt, spielt es keine Rolle mehr, wer man ist oder wo man zur Schule gegangen ist, wen man geheiratet hat, wie viel man verdient hat oder ob man auf seinem Gebiet etwas geleistet hat. Wenn man stirbt, kann es sein, dass selbst die stärkste moralische

Entschlossenheit nichts mehr bedeutet. Angesichts der Mischung aus innerer Ungewissheit und körperlichen Schmerzen – außerdem Furcht, Reue und diffuse Ängste, die der nahende Tod mit sich bringt – kann auch der gelassenste Mensch seine Fassung verlieren.

Deshalb heißt es so oft, dass in der Stunde des Todes nichts zählt außer unserer Beziehung zu Gott. Das ist nichts Abstraktes, sondern diese Beziehung lässt sich an ganz konkreten Dingen bemessen: an der Liebe, die wir anderen zugewendet oder vorenthalten haben; an unserer Abhängigkeit von Gott oder unseren Versuchen, ihm aus dem Weg zu gehen; an Demut oder Stolz – dies sind die Dinge, die uns entweder trösten oder quälen werden, wenn wir uns auf den Tod vorbereiten.

Darin liegt für mich die Botschaft, die Dan hinterließ, ein Freund, der an Lungenkrebs starb, während ich dabei war dieses Buch zu schreiben. Einige Wochen vor seinem Tod wurde sein Zustand so schlecht, dass der Arzt ihm nur noch wenige Stunden zu leben gab. Er überwand diese Krise, und ich fragte ihn, wie für jemanden, der am Sterben ist, das Leben aussieht. Ich will dieses Kapitel mit seinen Worten beenden:

Ich habe acht Jahre lang auf dem College Sport und Gesundheit unterrichtet. Ich war Coach für Baseball und Basketball und trainierte auch die Football-Mannschaft. Körperlich fit zu sein war sehr wichtig für mich in jenen Jahren – obwohl ich im Rückblick sagen muss,

dass ich eigentlich nie viel darüber nachdachte. Solange wir gesund sind, ist das gar kein Thema für uns. Wir gehen einfach davon aus, dass unsere Körper immer so glatt funktionieren werden. . . .

Als ich Krebs bekam, musste ich mich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass ich nicht mehr die Kontrolle über mein Leben hatte. Ich musste mich der Frage stellen: „Was mache ich jetzt?“ Und ich geriet in Panik und brauchte Unterstützung. Ich fühlte mich einsam und verzweifelt, absolut hilflos. Es war die Hölle.

Später ging es Dan wieder besser, und eine Zeit lang sah es sogar so aus, als wäre seine Krankheit unter Kontrolle. Aber das war sie nicht, und bald ging es weiter bergab mit ihm. Kurz vor seinem Tod schrieb er auf:

Die Ärzte haben mir gesagt, sie könnten nichts mehr tun; wie es aussieht, ist der Tod jetzt sehr nahe. Ich musste mich dem stellen, was mit mir passiert, und ich habe beschlossen, um mein Leben zu kämpfen, Atemzug für Atemzug, solange ich kann. Es gab Zeiten, wo ich auf Autopilot schalten musste – ich konnte einfach nicht weiterkämpfen; ich musste alles an Gott abgeben.

Immer, wenn ich das getan habe, habe ich das Vertrauen gefunden, dass Gott weiß, was das Beste für mich ist. Ich vertraue ihm jede Minute, jede Stunde, Tag und Nacht. Ich habe nichts unter Kontrolle, aber jetzt ist das für mich der Himmel.

Zweimal befand sich Dan in einem Zustand absoluter Hilflosigkeit. Beim ersten Mal war es ein grauenvolles Erlebnis für ihn; beim zweiten Mal ein Erlebnis voller Frieden. Der Unterschied lag natürlich ganz einfach in seiner Sichtweise. Genauso ist es bei uns allen, egal, wie gesund wir sind: Je nachdem, wie wir ihm begegnen, wird uns das Feuer, durch das wir gehen müssen, entweder verzehren oder veredeln.

7

Leid

Vielleicht weiß ich am besten, warum der
Mensch allein lacht: er allein leidet so tief,
dass er das Lachen erfinden musste.

FRIEDRICH NIETZSCHE

1930, drei Jahre vor der Machtergreifung Hitlers in Deutschland, ihrem Geburtsland, studierte meine Mutter mit dem Ziel, Lehrerin zu werden. Sie war eine idealistische, begabte Studentin, eine der besten ihres Jahrgangs, und zugleich beteiligte sie sich mit Begeisterung an der freiheitsliebenden Jugendkultur ihrer Zeit. Aber sie fühlte sich eingengt durch die „gebildete Neutralität“, die, so ihr Empfinden, von der Politik bis hin zu persönlichen Beziehungen alles erstickte:

Heutzutage scheinen die Leute an alles mit Objektivität heranzugehen. Es ist schwierig, sich einen Reim darauf zu machen, aber ich glaube, eigentlich ist es Feigheit.

Niemand kann inmitten solcher Unparteilichkeit gedeihen. Davon wird man nur dumm. Kein Wunder, dass die Leute einschlafen; keine Wunder, dass so oft alles zum Stillstand kommt.

Meine Mutter wusste, dass sie von ihrer eigenen Kritik nicht ausgenommen war – ihr war klar, dass sie für das Erstickungsgefühl, unter dem sie litt, zu einem großen Teil selbst verantwortlich war:

Es ist so schwer, niemanden zu haben, mit dem man über Probleme reden kann. Geistige Einsamkeit ist das Schlimmste, was ich kenne. Manchmal ist es so schlimm, dass sie tödlich und bedrückend wird. Konflikte und schwierige Situationen finden nie eine Lösung; man schleppt sie einfach nur mit sich herum. Manchmal packen einen Ekel und Abscheu vor sich selbst, und trotzdem treibt man die Farce weiter.

Teilweise spiegelt sich in den Worten meiner Mutter die Frustration einer jungen Frau an der Schwelle zum Erwachsensein. Doch das Gefühl der Einengung, das sie beschreibt – wenn unsere Umgebung und unsere eigene Persönlichkeit uns in uns selbst einmauern –, wird vielen von uns bekannt vorkommen. In den vorigen Kapiteln haben wir uns mit der Einsamkeit und mit der Frage beschäftigt, wie wir davon geheilt werden können, indem wir uns ihren Wurzeln in unserem Leben stellen. Alle diese Wurzeln – Verletzungen aus

unserer Kindheit, falsche Erfolgsverheißungen, Probleme im Umgang mit unserer Sexualität, Krankheit und Angst vor dem Tod – nehmen uns auf dieselbe Weise gefangen. Alfred Delp, ein katholischer Priester, der von den Nazis hingerichtet wurde, schrieb:

Der herausragendste Aspekt im Leben eines Menschen ist die Beschränktheit. Er ist beschränkt durch seine Bindung an konkrete Personen, seine Frau, seine Kinder, seine Eltern. Er ist gebunden durch Beruf und Pflicht. All dies begrenzt ihn nicht nur, sondern fesselt ihn und hält ihn gefangen.

In manchen Fällen wird ein Mensch durch seine Beschränkungen überwältigt. Er wird klein und bleibt klein. Er wird zum Spießbürger, der nicht mehr vom Leben erhofft als seine kleine tägliche Routine, seine kleinen Freuden und Sorgen und die Möglichkeit, sich bei allen Gefahren ducken zu können, um sich so billig wie möglich aus der Affäre zu ziehen. Er ist ein geschlagener Mensch. Sein Denken und Wagen werden so klein, dass er den Mut zu jeglichem Opfer verliert und den Blick für die großen Dinge. Bis dann eines Tages der Sturm über ihn hereinbricht und ihm zeigt, dass die großen Horizonte dennoch auch auf sein Leben zutreffen.

Was ist das für ein „Sturm“, dessen Wolkenbruch uns aus unserem Schlummer wachrütteln wird? Für meine Mutter brach er herein, als sie merkte, dass ihre Welt

zusehends in die Katastrophe trudelte, während die „anständigen, hart arbeitenden Leute“ sich lieber um ihre kleinen Sorgen und Besitzstände kümmerten. Sie fand Befreiung, indem sie eine sichere Laufbahn als Direktorin der angesehenen Privatschule, die ihrer Familie gehörte, aufgab und in eine arme ländliche Gemeinschaftssiedlung zog. Dort arbeitete sie als Lehrerin und lernte meinen Vater kennen. Beide waren Pazifisten und entschiedene Gegner des Nationalsozialismus. Als er beschloss, außer Landes zu fliehen, um sich dem Wehrdienst in Hitlers Armee zu entziehen, ging sie mit ihm. Am Tag nach ihrer Hochzeit flohen sie aus Kontinentaleuropa: Sie beschwatzte einen deutschen Beamten, den abgelaufenen Pass meines Vaters zu verlängern, indem sie vorgab, es sei eine Hochzeitsreise.

Nicht viele von uns müssen solche Abenteuer bestehen, und doch ist das Bedürfnis, unserer inneren Beschränktheit zu entkommen, noch genauso dringlich, wie es vor siebzig Jahren für meine Mutter war. Und auch der Schlüssel zur Freiheit ist immer noch derselbe: Statt uns gegen die Härten des Lebens zu stählen, müssen wir uns für sie öffnen – uns von ihnen verwandeln lassen.

Vor 2500 Jahren schrieb Aischylos: „Wer lernt, muss leiden. Selbst im Schlaf fällt das Leid tropfenweise auf unser Herz. In unserer Verzweiflung kommt gegen unseren Willen durch die schreckliche Gnade Gottes

die Weisheit zu uns.“ Könnte es sein, dass wir die Freiheit dadurch finden, dass wir dem Leid geradewegs in die Augen sehen?

Uns, die wir durch unseren hohen Lebensstandard von dem Größten der rauen Lebenswirklichkeit bewahrt bleiben, wird das nicht leichtfallen. Die meisten von uns sind schon so lange abgeschirmt, dass wir für das Leid anderer – und selbst für unser eigenes – unempfindlich geworden sind. Dafür ist teilweise unsere Medienkultur verantwortlich, weil sich unsere Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, zum Schutz gegen ein Trommelfeuer von Morden, Erdbeben, Hungersnöten und Gräueltaten einfach abschaltet. Mehr noch, unsere Unempfindlichkeit betäubt auch unseren eigenen Schmerz: Anstatt über unsere Probleme mit unserer Selbstachtung, unseren Beziehungen und Enttäuschungen nachzudenken, verdrängen wir sie einfach. Viele von uns fliehen vor dem direkten Blick auf die menschliche Wirklichkeit und suchen Zuflucht in Entertainment und Konsum. Wir kaufen uns Ablenkung, lassen unsere Herzen hart werden und werden unfähig, die Welt aus der Perspektive anderer zu sehen.

Doch der Materialismus ist nicht der einzige trügerische Fluchtweg vor dem Leid; es gibt auch eine selbstsüchtige und sentimentale Religiosität. Wenn Religion zur Fantasie verkommt, die uns gegen die Härten des Lebens polstert, indem sie uns dazu verleitet,

die Gegenwart zu ignorieren und uns nur Gedanken über das Leben nach dem Tod zu machen, dann ist sie tatsächlich zu Opium geworden. Sie ist dann nicht mehr als ein gefährlich suchtbildendes Beruhigungsmittel, das unsere Gefühle der Angst oder Schuld lindert. Pastoren oder Priester, die nach dem Motto „einmal gerettet, für immer gerettet“ predigen, machen sich des Betrugs schuldig. Sie bieten ein einfaches Evangelium feil, das billige Gnade verheißt – und scheinen dabei zu vergessen, dass wir uns, sobald wir tatsächlich dem Gefängnis der Selbstbezogenheit entrinnen, augenblicklich mitten unter anderen Menschen in einer großen Gemeinschaft wiederfinden, für die wir Verantwortung tragen.

Aus globaler Perspektive betrachtet, erscheinen solche Bemühungen, dem Leid zu entgehen, als Selbsttäuschung. Ein paar Millionen Menschen auf der Welt leben im Wohlstand, doch Milliarden andere tun das nicht, und eine Milliarde von ihnen sind so arm, dass sie kaum genug zu essen haben.

Zum Beispiel Raquel, eine Frau, die mein Neffe vor einigen Jahren während einer Reise durch Nicaragua kennenlernte. Raquel hat in ihrem entlegenen Dorf, dem (wie den meisten auf dem südlichen Globus) die Vorzüge der globalen Wirtschaft bisher vorenthalten geblieben sind, ganz allein acht Kinder großgezogen. Sie wohnten in einer Hütte, die nur aus einem Raum

bestand, umgeben von einem makellos gefegten Hof aus festgetretener Erde. Ihr Mann hatte sie verlassen, sodass die Familie kein regelmäßiges Einkommen hatte. Wenn es etwas zu essen gab, dann meistens Reis, hin und wieder ergänzt durch Bohnen und Rüben. Alle ihre Kinder hatten durch die Mangelernährung aufgeblähte Bäuche, und die meisten litten unter Würmern. Schule kam wegen der Vorschrift, dass Kinder nur mit Schuhen in den Unterricht dürfen, nicht in Frage.

Eines Tages fühlte Raquel sich krank und ging zu einer kostenlosen Untersuchung in die Stadt. Der Arzt eröffnete ihr, sie habe einen Tumor in der Gebärmutter. Als eine dort lebende Missionarsfamilie aus den USA davon hörte, spendete sie siebzig Dollar pro Monat für Medikamente. Trotzdem starb Raquel zwei Monate später und hatte nicht einmal Aspirin, um den Schmerz durch den Krebs, der ihren Körper zerstörte, zu dämpfen. Die Missionare erfuhren, dass sie ihren letzten Scheck dazu verwendet hatte, um Lebensmittel für ihre Kinder zu kaufen.

Was hat das Leiden einer Frau im ländlichen Mittelamerika mit unserem Gefühl der Beschränktheit zu tun? Geschichten wie die von Raquel bringen uns, die wir mehr Glück haben, zum Weinen. Das mag eine natürliche Reaktion sein, aber sie ist auch oberflächlich. Der erste Schritt aus unserer Einengung besteht darin, unsere Tränen hinter uns zu lassen und uns die Zeit zu

nehmen, unverwandt auf das Leid in uns selbst und in der ganzen Welt zu schauen. Bei meinen Gefängnisbesuchen bin ich oft bestürzt darüber, dass – im Gegensatz zu der frommen Sentimentalität, die behauptet, das Leid werde uns läutern – die meisten Gefangenen an dem, was sie erlebt haben, spirituell kaputtgegangen sind. Ein Gefangener namens Ahmed schrieb mir:

Was ist das Gefängnis? Der Tod. Es ist zu einem Kinderhort für die Jungen geworden, einem Altersheim für die Alten, einem Drogenzentrum für die Süchtigen, einer psychiatrischen Klinik für die psychisch Kranken, einem Konzentrationslager für illegale Einwanderer, einem Heim für Jugendliche, einem Bordell für die Wärter, einer Trophäe für die Politiker, einem Hoffnungsstrahl für die Arbeitslosen und einer riesigen Wachstumsbranche für die Unternehmer.

Die Zelle ist dazu angelegt, den Lebenswillen zu zerstören. Sie ist der Tod durch die Verleugnung des Verstandes. Die Stahlgitter, das Stahlbecken, die Stahltoilette, die Stahlwände, sie alle wirken zerstörerisch auf den Geist. Sie sagen dir, dass du einer der Verdammten bist, der Verurteilten, der Erwischten, der Eingesperrten. Dein Ich wird eins mit dem Elend, und aus dieser Vereinigung entsteht ein Gefühl vollkommener Wertlosigkeit.

So leiden zu müssen wie Raquel oder Ahmed ist nicht veredelnd; es ist Mord an der Seele der Betroffenen. Und

dennoch ist jeder Mensch, wie wir aus den Geschichten in diesem Buch ansehen können, dazu bestimmt, auf irgendeine Weise zu leiden – der Millionär und der Partylöwe ebenso wie die *Campesina* oder der Gefangene. Diese Tatsache lässt sich durch keine Erklärung überpinseln.

Der zweite Schritt also ist, zu erkennen, dass Unrecht nie ungeschehen gemacht werden kann, dass die Toten nie wieder zum Leben erweckt werden können – am wenigsten dadurch, dass wir unsere Bitterkeit hegen. Einige meiner besten Freunde, Menschen, mit denen ich aufgewachsen bin und zu denen ich wunderbare Beziehungen hatte, haben sich durch einen solchen schwärenden Zorn selbst zerstört. Oft sind die Gründe gut zu verstehen: Die untröstliche Familie eines Mordopfers sucht einen „Abschluss“ mithilfe der Todesstrafe; eine junge Frau, die von einer tödlichen Krankheit befallen ist, kann die „Ungerechtigkeit“, so früh sterben zu müssen, nicht akzeptieren und verlangt Rechenschaft von Gott. So verständlich solche Reaktionen sein mögen, sie erzeugen eine Hölle, aus der zu entinnen unendlich schwer ist. Wenn wir uns von dem Durst nach Selbstrechtfertigung oder Rache überwältigen lassen, werden wir durch unsere Emotionen so sehr geschwächt werden, dass wir keine Kraft mehr haben, wieder aufzustehen und weiterzugehen.

Nur wenn wir es schaffen, uns von der Bitterkeit zu befreien, sind wir bereit für den dritten Schritt heraus aus

dem Leid: die Entscheidung, unser Leiden fruchtbar zu machen, indem wir es annehmen, und mit ihm das Leid der ganzen Welt. „Selig sind, die da Leid tragen“, sagte Jesus. Der Buddhismus enthält in seinen Vier Edlen Wahrheiten, die den Zustand des Leidens beschreiben, wie es entsteht, wie es endet und wie es durch Wohlergehen ersetzt werden kann, denselben Gedanken. Ich lernte die Weisheit dieser Lehre schätzen, als ich Plum Village in Frankreich besuchte, eine Gemeinschaft unter der Leitung des vietnamesischen Mönchs Thích Nhất Hạnh.

Thây, wie seine Schüler ihn nennen, hat Leid erlebt wie nur wenige andere und spricht mit einer Autorität, die aus der Erfahrung kommt. Er und seine Mitmönche haben ihr Volk durch die Schrecken der französischen Kolonialherrschaft, des Vietnamkrieges und der kommunistischen Machtergreifung begleitet. Wie weit sie zu gehen bereit waren, um sich die Wunden ihres Volkes zu eigen zu machen, brannte sich in den 1960ern durch Bilder von Mönchen und Nonnen, die sich aus Protest gegen die Gewalt mit Benzin übergossen und zu lebenden Fackeln wurden, ins Bewusstsein der Welt ein. Die westliche Presse stürzte sich auf die grausige Sensation der sich selbst opfernden Mönche. Doch der allgemeine Wirbel darum übertönte jedes Verständnis dafür, dass ihre Bereitschaft, für die Armen ohne Stimme zu leiden, für sie ein Akt der Solidarität im Namen der Hoffnung und Menschlichkeit war.

Kein literarisches Werk durchleuchtet das Leid so wunderbar wie die biblische Geschichte von Hiob. Als Hiob eine Antwort auf die Frage verlangt, warum er leiden muss, sagen ihm seine drei Freunde, die ihn in seiner Krankheit und Verzweiflung besuchen, es müsse an ihm selbst liegen: Einen Unschuldigen würde Gott nie bestrafen, sagen sie. (Das Argument kennen wir von heutigen Politikern und Experten, zumindest in umgekehrter Form. Ihnen zufolge müssen die Armen – die auf Sozialhilfe angewiesenen Mütter, die Obdachlosen, die Drogensüchtigen und dergleichen – nur deshalb leiden, weil sie dumm oder faul sind. Sie haben zu viele Babys, heißt es; ihre Kultur ist antisozial und hindert sie am Erfolg; ihre Moral ist minderwertig; sie zeigen, dass sie nicht reif für die Demokratie sind.)

Hiob weist die Argumente seiner Freunde zurück und weist sie für ihre Überheblichkeit zurecht. Am Ende schließlich gibt Gott selbst Hiob eine Antwort, indem er ihm die Wunder der Schöpfung vor Augen führt und seinen Geist über die relative Bedeutungslosigkeit seines eigenen Leidens hinaushebt. „Steh auf wie ein Mann“, sagt Gott zu Hiob, „und schau, wie ehrfurchtgebietend das Universum ist!“

Über den Gedanken, dass wir die Macht haben, unsere Haltung zum Leid zu wählen, selbst in den extremsten Umständen, hat der Auschwitz-Überlebende Viktor Frankl Folgendes geschrieben:

Wer von denen, die das Konzentrationslager erlebt haben, wüsste nicht von jenen Menschengestalten zu erzählen, die da über die Appellplätze oder durch die Baracken des Lagers gewandelt sind, hier ein gutes Wort, dort den letzten Bissen Brot spendend? Und mögen es auch nur wenige gewesen sein – sie haben Beweiskraft dafür, dass man dem Menschen im Konzentrationslager alles nehmen kann, nur nicht: die letzte menschliche Freiheit, sich zu den gegebenen Verhältnissen so oder so einzustellen.

Nur wenige Leser dieses Buches dürften wissen, wie es ist, im Gefängnis zu sitzen, oder wie sich echter Hunger anfühlt. Dennoch gilt Frankls Aussage für jeden von uns, wie das Leben des salvadorianischen Märtyrers Óscar Romero anschaulich macht. Obwohl er aus einer armen Familie auf dem Land stammte und eine Schreinerlehre absolviert hatte, erlebte Romero einen steilen Aufstieg durch die Ränge der katholischen Hierarchie seines Landes. Er ging zum Studium nach Rom, kehrte dann in seine Heimat zurück, um als kirchlicher Amtsträger zu arbeiten, und stieg rasch auf der klerikalen Leiter empor. Wohlhabend und fromm hielt er sich gewissenhaft an die Linie der Kirche und wahrte makellos die kirchliche Ordnung. 1977 wurde Romero mit sechzig Jahren zum Erzbischof von San Salvador ernannt. Viele sahen in ihm einen harmlosen Kandidaten, der wohl kaum das herrschende Establishment gegen sich aufbringen würde.

Es war ein Krisenjahr in El Salvador. In dem Land, das von nur vierzehn Familien beherrscht wurde, denen sechzig Prozent des Grundbesitzes gehörten, war der größte Teil der Bevölkerung ohne Grund und Boden und in einer verzweifelten wirtschaftlichen Lage. Viele Kleinbauern hatten sich den Guerillas angeschlossen, die für eine gerechtere Verteilung des Landbesitzes kämpften. Im Gegenzug gingen Todesschwadronen und rechte paramilitärische Gruppen im Dienste der Regierung gegen die Armen vor, denen sie vorwarfen, die Guerillas zu unterstützen. Ziel dieser Kampagne war es unter anderem, das Führungspersonal von Organisationen zu beseitigen, die sich für die Armen einsetzten. Die Opfer wurden bei lebendigem Leib verstümmelt oder gehäutet, um auch dem Letzten klarzumachen, dass Widerstand sinnlos sei. In den ersten beiden Jahren nach Romeros Weihe zum Erzbischof wurden dreißigtausend Menschen getötet. Hunderttausende verließen ihre Dörfer und wurden zu Flüchtlingen.

Romero hatte stets ein tiefes Mitgefühl für die Menschen gehabt, denen er diente, und mehrmals hatte er sogar nach derartigen Verbrechen, die Menschen aus seinem Bekanntenkreis trafen, vorsichtig und höflich protestiert. Doch er scheute davor zurück, hohe Regierungsvertreter für die gewaltsame Unterdrückung verantwortlich zu machen, die sie zuließen oder auch direkt anordneten – er wollte die Gräueltaten als

Entgleisungen sehen. Darin spiegelte sich seine Haltung als stiller und pflichttreuer Diener des Status quo wider. Vielleicht sagte er sich, Gott selbst werde Reformen herbeiführen, oder möglicherweise machte ihn seine Dankesschuld gegenüber der Elite des Landes blind für seinen Beitrag zum Leiden seiner Herde.

Wie auch immer, es musste erst ein enger Freund sterben, damit Romeros Illusionen zerbrachen und er durch den Schock eine verblüffende Verwandlung durchlief. Einige Wochen nach seiner Einsetzung als Erzbischof ermordete eine Todesschwadron den jesuitischen Aktivisten Rutilio Grande und zwei junge Männer, die ihn begleiteten. Rutilios Tod machte einen völlig anderen Menschen aus Romero. Bei der Totenmesse auf einem zum Bersten gefüllten öffentlichen Platz, tat er, was er trotz seiner guten Absichten noch nie zuvor getan hatte: Er identifizierte sich mit seinen Leuten und ihrem Leid. Inocencio Alas schildert, was geschah, als der Erzbischof zu der Menge aus hunderttausend trauernden Menschen sprach:

Als die Messe begann, bemerkte ich, dass Monsignore Romero schwitzte und bleich und nervös aussah. Und als er mit seiner Predigt begann, kam sie mir schlep-pend vor, als widerstrebte es ihm, durch die historische Tür zu schreiten, die sich vor ihm öffnete. Doch nach etwa fünf Minuten spürte ich, wie der Heilige Geist sich auf ihn senkte. Als er Rutilios Namen erwähnte,

begannen Tausende zu applaudieren, und man sah, wie ihn das stärkte.

Das war der Moment, in dem er die Schwelle übertrat. Er schritt durch die Tür. Es gibt eine Taufe mit Wasser, und es gibt eine Taufe mit Blut. Aber es gibt auch eine Taufe mit dem Volk.

Nach diesem Erlebnis wandelte sich Romero von einem furchtsamen Funktionär zu einem Propheten. In seinen Sonntagspredigten, die landesweit ausgestrahlt wurden, prangerte er die Gier und Grausamkeit der salvadorianischen Oligarchie an und tröstete die Armen, die den Großteil der ihm anvertrauten Gläubigen ausmachten. Während er zu einer Beendigung der Gewalt auf allen Seiten aufrief, hörte er nie auf, die „strukturelle Sünde“ eines politischen und wirtschaftlichen Regimes anzuprangern, das im Namen von Kapitalismus und Entwicklung das salvadorianische Volk unterdrückte:

Man könnte über das Leid sagen, was der Herr über die Versuchung sagte: „Es ist unmöglich, dass keine Verführungen kommen; aber weh dem, durch den sie kommen!“ Leiden liegt in unserer Natur, aber Leiden zu verursachen ist ein Verbrechen.

Mai 1978

Unglücklicherweise, Brüder und Schwestern, sind wir das Produkt einer spiritualisierten, individualistischen Erziehung. Man hat uns beigebracht: Versuche deine Seele zu retten und kümmere dich nicht um den Rest.

Den Leidenden haben wir gesagt: Habt Geduld, der Himmel kommt noch, haltet durch.

Nein, das ist nicht richtig, das ist nicht das Heil! Das Heil, das Christus bringt, ist die Erlösung von jeder Gebundenheit, die den Menschen unterdrückt.

September 1979

Nicht die Seele in der Stunde des Todes müssen wir retten, sondern die in der Geschichte lebende Person.

Juli 1977

Wie seine Unterstützer besorgt vorhersagten, wurde Romero rasch zur Zielscheibe übler Nachrede und von Angriffen durch diejenigen, die sich durch Veränderung bedroht sahen. Sein Radiosender wurde bombardiert, seine Priester schikaniert und umgebracht, seine Kirchen verwüstet. Drei Jahre nachdem er Erzbischof geworden war, schoss ihn ein Attentäter nieder, während er in der Kapelle einer Krebsklinik die Messe feierte.

Romero zahlte einen schrecklichen Preis dafür, dass er den Mächtigen die Wahrheit ins Gesicht sagte, doch sein Tod brachte ihn nicht zum Schweigen. Im Gegenteil, er ließ seine Stimme noch lauter werden. Vereint (und dadurch gestärkt) in ihrer Trauer nahmen seine Zuhörer die Herausforderung ihres ermordeten Anführers an, „Gottes Mikrofone“ zu werden, und verbreiteten seine Botschaft mit umso größerem Eifer.

Diese Botschaft hallt in den berühmten Worten des Sozialisten Eugene Debs wider:

Vor Jahren erkannte ich meine Verwandtschaft mit allen lebenden Menschen und kam zu dem Schluss, dass ich kein Stück besser bin als die niedrigste Person auf Erden. Ich sagte damals und ich sage jetzt: Solange es eine Unterschicht gibt, gehöre ich dazu; solange es ein kriminelles Element gibt, gehöre ich dazu; und solange eine Seele in Gefangenschaft ist, bin ich nicht frei.

Wenn wir uns dem Leid anderer auf diese Weise nähern – indem wir es uns zu eigen machen –, werden wir feststellen, dass es uns keineswegs besiegt, sondern uns zur Barmherzigkeit, zum „Mitleiden“ und zur Gemeinschaft mit den Armen anstachelt. Darüber hinaus werden wir feststellen, dass durch Solidarität in ihren Höllen, auch wenn sie nicht ganz zu überwinden sind, eine Saat der Liebe und der Hoffnung auf die Zukunft ausgestreut werden kann.

8

Neugeburt

Und solange du das nicht hast,
Dieses: „Stirb und werde!“
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

J. W. VON GOETHE

Wir müssen uns verändern oder sterben. Das ist nicht nur eine biologische Tatsache, sondern auch eine Wahrheit, in der der Schlüssel zu dem großen Rätsel von Himmel und Hölle in unserem persönlichen Leben liegt. Umstände lassen sich nicht immer verändern; andere Leute bleiben, auch wenn wir sie zu beeinflussen versuchen, immer noch andere Leute; die Zukunft ist unmöglich vorherzusagen – schon der morgige Tag ist ein Geheimnis. Kurz, wir können aus der Hölle keinen Himmel machen, auch wenn wir uns noch so sehr bemühen. Eines aber können wir tun, nämlich wählen – ob wir selbstsüchtig sein wollen oder

selbstlos; ob wir vor Lust oder vor Liebe brennen wollen; ob wir unsere Macht verteidigen oder niederreißen wollen. Und darum müssen wir, statt die vergebliche Pflicht auf uns zu nehmen, die ganze Welt verändern zu wollen, den Rat Gandhis beherzigen und selbst die Veränderung *sein*, die wir in der Welt sehen wollen.

Echte Verwandlung ist das Gegenteil von Selbstoptimierung. Zum Beispiel ist es eine Sache, eine alte Wand aufzumöbeln, indem man ihr einen neuen Anstrich verpasst; doch es ist etwas ganz anderes, sie auf Trockenfäule oder Termiten zu überprüfen und jedes beschädigte Brett zu ersetzen. Die kosmetische Lösung kostet weniger, zumindest zunächst, während die bauliche, bei der ja viel mehr verändert werden muss, auch viel mehr Mühe und Zeit erfordert. Aber wenn genau das nötig ist, muss auch genau das getan werden. Da mag die neue Farbe noch so schön glänzen, es wird sich schon bald zeigen, dass die Oberfläche nicht ausreicht, um die Wand zu retten, und am Ende wird man mehr draufzahlen, als man vorübergehend gespart hat.

Wie bei einem Haus ist es auch bei jedem von uns. Wir können – und dazu scheint die heutige Werbewirtschaft unsere Generation erfolgreich verleitet zu haben – den größten Teil unseres Lebens damit verbringen, uns einen Neuanstrich nach dem anderen zu verpassen. Wir upgraden unseren Computer, ersetzen das alte Auto, werden die überflüssigen Pfunde los, gehen zum

Friseur, um den neuesten Look auszuprobieren. Doch tief im Innern wissen wir alle, dass keine dieser Veränderungen uns dauerhaft glücklich machen kann. Tief im Innern spüren wir alle, dass die Höllen unseres Lebens mit der Zerbrochenheit unserer Herzen und unseres Denkens zu tun haben und dass es vor allem darauf ankommt, dass wir diese Zerbrochenheit unter die Lupe nehmen und in Ordnung bringen.

Wie wir das angehen, ist eine andere Frage, denn allein zu wissen, dass ein Problem existiert, bedeutet noch nicht, dass wir auch wissen, wie es zu lösen ist. Wir sind von Natur aus gespalten; unsere Seelen haben Risse, die wir genauso wenig verbinden oder heilen können, wie ein herzkranker Mensch an sich selbst eine Operation vornehmen kann. Und so hängt unsere Verwandlung nicht nur von uns ab, sondern von einer anderen Macht und von unserer Bereitschaft, uns dieser Macht zu unterwerfen, genau wie sich der Patient dem Skalpell des Chirurgen unterwirft.

Wir alle fürchten uns vor Schmerz. (Wer freut sich schon auf eine Operation?) Deswegen tun die meisten von uns alles, was wir nur können, um Schmerz zu vermeiden, und das gilt nicht nur im buchstäblichen Sinn. Wenn wir im Innersten getroffen werden – wenn unsere falsche Fassade niedergerissen und das, was dahinterliegt, bloßgestellt wird, wenn unsere rauen Kanten geschliffen und unser Ego zurechtgestutzt wird, wenn wir „gereinigt“ oder „beschnitten“ werden, wie

es in den Evangelien heißt –, dann ist das einfach eine schmerzhaft Angelegenheit.

Aus diesem Grund geben wir uns oft mit bequemerem, angenehmeren Wegen zur Veränderung zufrieden. Wir zielen auf Detailverbesserungen in unseren Ehen und unseren Beziehungen am Arbeitsplatz. Wir arbeiten daran, bessere Teamplayer zu werden, bessere Zuhörer, Eltern oder Freunde. Wir suchen uns etwas aus, was uns an uns selbst nicht gefällt, und fassen den Entschluss, es loszuwerden oder zumindest zu verändern. Aber so viele dieser zaghaften Anläufe wir auch machen, sie helfen uns auch nicht mehr als Schmerzmittel, die Symptome unterdrücken, aber gegen die Krankheit selbst nicht wirklich etwas ausrichten. Sie können uns nicht die viel größere Besserung verschaffen, die wir erleben, wenn wir uns einer Operation unterziehen und mit völlig wiederhergestellter Gesundheit aus ihr hervorgehen.

Wie anders sieht die Verwandlung eines Menschen aus, der die Zähne zusammenbeißt und sich zu der vollen Behandlung durchringt! Ein solcher Mensch kennt das Hochgefühl, durch und durch umgewälzt zu werden, und selbst wenn er später wieder in sein altes Ich zurückfällt – in Erschöpfung, Langweile, Krankheit oder Sünde –, vergisst er dieses Erlebnis doch nie so vollständig, dass er sich nicht danach sehnen würde, es wieder zu erleben. So beschreibt es der Dichter John Donne, der Gott anfleht, ihn zu „erstürmen“ und so seine Seele zu erneuern:

Erstürme mein Herz! Dreifaltiger Gott, der scheu
Bis jetzt nur anklopft, haucht, heilsam bespricht.
Wirf du mich nieder, dass ich mich aufricht!
Nimm deine Kraft, blas, verbrenne und mach mich neu!

...

Reiß mich zu dir, nimm mich gefangen!
Ich bin nicht frei, außer du hältst mich fest.
Ich bin nicht rein, außer Du begehrt mich mit Macht.

So gewaltsam diese Bilder sich auch anhören, schildern sie doch noch nicht den vollen Preis der Erneuerung, der nicht nur die Operation und die damit verbundene „Erstürmung“ des Herzens beinhaltet, sondern die Bereitschaft zu sterben. Mit dem Wort „verbrennen“ deutet Donne es an – aber damit eine wahre Neugeburt geschehen kann, reicht es nicht aus, dass wir nur versengt werden. Wir müssen vollständig verbrennen, sodass nichts mehr von uns übrig ist und ein völlig neues Wesen aus der Asche erstehen kann wie der legendäre Phönix, der aus seinem eigenen Bestattungsfeuer aufsteigt.

Oder, um ein geläufigeres Bild aus der Natur zu gebrauchen, wir müssen dieselbe vollständige Metamorphose durchlaufen wie eine Raupe, ehe sie zum Schmetterling wird. Im Innern ihres Kokons verliert eine Raupe all ihre bestimmenden Wesensmerkmale: ihre Hautfarbe, ihre Gestalt, ihr Maul und ihre Beine. Sogar ihre inneren Organe und Systeme verändern sich

während des Puppenstadiums, ebenso wie ihre Bedürfnisse und Gewohnheiten. Sie verliert *alles*, was einst ihre Identität ausmachte. Als Raupe hört sie auf zu existieren. Aber das ist nicht alles. Indem sie sich der Zerstörung ihres alten Leibes unterwirft, bleibt sie nicht mehr darauf beschränkt, an der Unterseite von Blättern entlang zu kriechen, sondern sie bezaubert das Auge mit ihrer Schönheit und ihrer Fähigkeit, zu flattern und zu schweben und sich emporzuschwingen. Während sie sich bisher nicht fortpflanzen konnte, kann sie sich nun paaren und Eier legen: ihr neues Leben ermöglicht es ihr, Früchte zu tragen.

Was bedeutet es, zu „sterben“, verwandelt zu werden und eine Neugeburt zu erleben? Zuallererst bedeutet es, glaube ich, dass wir uns demontieren lassen – nicht teilweise, sondern vollständig. Für mich ist das der entscheidende erste Schritt – dass wir unsere Träume und Ambitionen, unsere Sorgen und Ängste aufgeben; dass wir die Kontrolle über unsere sozialen, politischen und wirtschaftlichen Absichten niederlegen; dass wir unsere ureigenen persönlichen Pläne hingeben; ja, dass wir unsere dunkelsten Geheimnisse offenbaren.

Ebenso entscheidend ist, dass wir loslassen, was an uns gut ist. Dass das schwierig ist, liegt auf der Hand. Nachdem ich mit unzähligen Leuten in kritischen Momenten ihres Lebens gesprochen habe, komme ich zu dem Schluss, dass dies oft das größte Hindernis ist. Wir alle wollen uns verändern, wollen bessere Menschen

werden, wollen den negativen Ballast loswerden, den wir hinter uns herschleppen. Aber wenn es ans Eingemachte geht, sind die meisten von uns ebenso begierig, jeden Zoll von unserem alten Ich zu erhalten, oder zumindest die guten Seiten daran. Nachdem wir gerne alles losgelassen haben, was uns an uns selbst nicht gefiel, klammern wir uns immer noch verzweifelt an den Rest, weil wir nicht glauben wollen, dass auch er befleckt sein könnte, und immer noch hoffen, er könnte gerettet werden. Tatsache ist aber, dass selbst die aufrichtigste Tugend ein gewaltiges Hindernis für unsere Verwandlung sein kann. Der Grund ist, dass unsere subjektive Wahrnehmung des Guten an uns selten ganz der Wirklichkeit entspricht; oder anders gesagt, die wenigsten von uns sind wirklich so rein, wie wir es uns vielleicht einbilden.

Einfach gesagt ist die Neugeburt unmöglich für alle, die auf irgendeine Weise selbstverliebt sind, und das gilt für einen „religiösen“ Menschen genauso wie für jeden anderen. Selbstbewusstsein ist eine Sache, sicher, und ohne das kann niemand wirklich leben oder aufblühen. Doch die Selbstverliebtheit der Selbstgefälligkeit – die Haltung, die Menschen dazu bringt, davon zu reden, sie seien „gerettet“, weil sie ja „wiedergeboren“ seien (oder sie seien „erleuchtet“, weil sie „das Licht gesehen“ hätten) – ist etwas ganz anderes. Ja, mir scheint, dass die Leute, die solche Dinge von sich behaupten, zu den schlimmsten Feinden der Neugeburt gehören, und sei es

nur, weil ihre Selbstzufriedenheit oft gepaart ist mit der sicheren Überzeugung, der Rest der Welt sei verdammt. Vielleicht hat deshalb Jesus seine härtesten Worte seinen frömmsten Landsleuten vorbehalten – indem er sie als „Otterngezücht“ beschimpfte und mit „über-tünchten Gräbern“ verglich. Sicherlich ist es der Grund, warum er sie – und uns – außerdem warnt: „Wer sein Leben behalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert . . . , der wird's behalten.“

Noch etwas gehört dazu, um neues Leben zu finden, außer dem bloßen „Loslassen“, und das ist die Buße. Leider denken viele bei diesem Wort an Höllenfeuer und Schwefel. Dabei ist Buße eigentlich nur ein anderes Wort für Reue und Umkehr, oder, um mit den Worten von C. S. Lewis zu sprechen, dafür, dass wir unsere Waffen niederlegen und uns ergeben, dass wir sagen, dass es uns leidtut, erkennen, dass wir auf dem falschen Weg sind, und mit voller Kraft zurückrudern. Buße, sagt er, ist „der einzige Weg, der aus der Sackgasse herausführt“.

Natürlich gibt es Situationen, in denen es nicht ausreicht, zu sagen, dass es uns leidtut, und in denen es keinen anderen Weg gibt, rein zu werden, als die Schmerzen auf sich zu nehmen, demütig die Schande des eigenen Versagens andern gegenüber anzuerkennen. Doch auch wenn dieser Schmerz manchmal notwendig ist, ist er niemals das Ziel wahrer Buße und Umkehr, und es hat auch keinen Sinn, sich darin zu suhlen,

indem man sich immer wieder selbst fertigmacht. Um es mit den Worten des polnischen Rabbiners Jitzhak Meir zu sagen:

Man kann im Dreck herumrühren, solange man will, es bleibt Dreck, und nichts Gutes kommt dabei heraus. Darum hüte dich davor, dich zu lange mit deinem eigenen Übel zu beschäftigen. Denn solange deine Gedanken dort verweilen, tut dies auch deine Seele – und wenn du sie zu tief einsinken lässt, schafft sie es vielleicht nicht mehr, sich daraus zu befreien und Buße zu tun.

Wenn du viel gesündigt hast, dann gleich es aus, indem du viel Gutes tust. Entschließe dich also heute aus tiefstem Herzen und in freudiger Stimmung, dich von der Sünde fernzuhalten und Gutes zu tun. Sprich das Gebet „Für die Sünde“, aber halt dich nicht lange damit auf. Meditiere lieber über das Gebet: „Und du, o Herr, sollst herrschen.“

Mit anderen Worten: Selbstverachtung allein ist nutzlos. Ich glaube allerdings dennoch, dass Reue die natürliche Reaktion eines gesunden spirituellen Immunsystems ist, das aktiv wird, um eine Krankheitsquelle abzuwehren und zu vernichten. Ohne Buße können wir nicht erkennen, welches Leid wir anderen Menschen und Gott durch unsere Fehler und Sünden zufügen. Mit ihr kennen wir dieses Leid, aber auch die Freiheit, die daher kommt, dass wir Bilanz ziehen, den Dingen

ins Gesicht sehen, umkehren und weitergehen. Kurz, Buße ist das Katapult, das uns zuerst abwärts und rückwärts zerrt, um uns dann aber aufwärts und vorwärts zu schleudern, geradewegs aus der Hölle hinaus. Grace, eine Bekannte von mir, hat eine Geschichte zu erzählen, die das sehr anschaulich macht:

Bis zum Alter von sechzehn Jahren war ich ein durchschnittliches Mädchen, das abwechselnd mal wie eine Erwachsene behandelt werden wollte, mal den Kindheitsstatus beanspruchte, um der Verantwortung zu entgehen. Der äußere Schein zählte viel in unserer Mittelschichtfamilie. Man sagte nicht, was man dachte, man sagte das, was akzeptabel war – und tat, was sich gehörte. Zumindest mogelte ich mich auf diese Weise durch, bis ich vor einer Alternative stand.

Im Rückblick wünschte ich mir mehr als alles andere, dafür geliebt zu werden, wer ich war, nicht dafür, wie akzeptabel ich mich verhielt. Das alles ist nur eine Vorrede dazu, dass ich mit sechzehn eine sexuelle Beziehung mit einem Pfarrer in der damaligen Gemeinde meiner Eltern einging. Ich wusste, dass das falsch war, und dennoch, trotz all meiner Anpassung an das, was sich gehörte, traf ich die egoistische Wahl, lieber das aufregende Gefühl zu erleben, begehrt zu werden (das ich mit Liebe verwechselte), als ein durchschnittlicher Teenager zu bleiben. Dreißig Jahre später trage ich noch immer an den Konsequenzen. Damals war es ein Hochgefühl für ein „braves“ Mädchen, ein

böses Erwachsenenleben zu führen. Anfangs ging ich noch ganz naiv an die Sache heran, aber bald war ich abgestumpft und verhärtet gegenüber der Realität meines Doppellebens. Nach drei Jahren voller Lügen und egoistischer Befriedigung verlief alles im Sande.

Es war eine unglaubliche Erleichterung, nicht mehr manipulieren und keine Komplotte mehr schmieden zu müssen. Ein paar Monate später lernte ich den Mann kennen, der mein Ehemann werden würde. Es war aufregend, eine Beziehung mit jemandem in meinem eigenen Alter zu haben statt mit einem verheirateten Mann, der fünfzehn Jahre älter war als ich. Ich weiß noch, wie ich mich zum ersten Mal seit Jahren rein, offen und ehrlich fühlte. Und doch weiß ich heute, dass ich das gar nicht war. Unsere Ehe hätte funktionieren können, wenn wir die Selbstdisziplin gehabt und uns die Zeit genommen hätten, Vertrauen und Offenheit wachsen zu lassen, statt gleich miteinander ins Bett zu steigen.

Schon vor unserer Hochzeit fing unsere Beziehung an, auseinanderzufallen. Mein Mann konnte das Wissen über meine vorherige Beziehung nicht ertragen – und überdies hatte er nie das Gefühl, dass seine Eltern mit unserer Ehe einverstanden waren. Auch in seiner Familie galt, dass man sich gefälligst schicklich zu verhalten habe. Unsere Ehe war eine anstrengende, einsame und enttäuschende achtmonatige Schinderei. Wir waren zwei egoistische Kinder, die halbherzige Anläufe machten, sich gegenseitig zu gefallen. Am Ende verließ ich ihn, um „über alles nachzudenken“.

Ich war lange genug weg, um einen Job zu finden, und arbeitete schließlich mit einem Mann zusammen, nennen wir ihn Frank, der wiederum mein Leben verändern sollte. Ich trug damals eine Menge widersprüchlicher Emotionen mit mir herum – das ging mir schon so, seit fünf Jahre zuvor alles angefangen hatte –, doch was mir am stärksten in Erinnerung ist, war mein überwältigendes Gefühl des Versagens. Diesmal war es *meine* Ehe, die gescheitert war, und ich hatte keine Ahnung, was ich tun könnte, um sie wieder hinzubiegen. Ich stand mit dem Rücken zur Wand und konnte mich nicht durch Lügen oder Betrügen aus der Affäre ziehen. Ich weiß noch, dass ich einen tiefen Hunger empfand, etwas zu finden, woran ich mein Leben ausrichten konnte – ich beschrieb es damals als eine Wahrheit, die sich nicht verändern würde.

Zu dieser Zeit begann Frank mit mir über Recht und Unrecht, Leben und Tod, Gehorsam und Sünde zu reden. Ich hielt mich für zu cool, um mich mit Religion zu befassen, aber etwas in mir hörte ihm zu. Und nach einer Weile begann es mir einzuleuchten.

Aber Worte waren nur Worte – etwa sechs Monate später erlebte ich etwas ganz Handfestes. Ich arbeitete allein in der Dunkelkammer eines Fotolabors (ein hervorragender Ort zum Nachdenken), und ich weiß noch, wie ich dort stand und überwältigt war von all den verlogenen, egoistischen und bösen Dingen, die ich in meinem kurzen Leben schon getan hatte. Eines nach dem anderen tauchten die Gesichter der Menschen vor

mir auf, deren Leben ich ruiniert, ja mit Füßen getreten hatte, nur um meinem Drang nach egoistischer Befriedigung nachzugehen.

Es war erschreckend – aber noch erschreckender war die Erkenntnis, dass ich nicht in der Lage war, mich selbst zu erlösen. Ich hatte es versucht, bevor ich meinen Mann kennengelernt hatte, und doch hatte ich nur zwei Jahre später schon wieder ein paar niedergetrampelte Leute am Rande meines Weges zurückgelassen. Was musste passieren, damit ich mich veränderte? Ich wollte auf keinen Fall so eine Offenbarung noch einmal auf meinem Sterbebett erleben, wenn noch weitere fünfzig Jahre voller zerstörter Beziehungen dazukamen.

Bis zu diesem Moment hätte ich nicht behaupten können, dass ich an Gott glaube. Doch in meiner Verzweiflung flehte ich Gott an, mir zu helfen, und gab zu, dass ich mir selbst nicht helfen konnte. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich nicht für das entschied, was aufregend war, sondern für das, was richtig war. Ich sehe noch jetzt die beiden Alternativen vor mir, vor denen ich stand: weitermachen wie bisher, mein Leben selbst bestimmen und die Konsequenzen tragen, oder den Glauben zu wählen und bereit zu sein, mich davon verändern zu lassen.

Der Glaube schien mir damals auf jeden Fall die weniger glamouröse Wahl zu sein. Doch ich merkte, dass sich augenblicklich etwas veränderte. Ich kam mit neuen Augen, neuen Ohren und einem neuen Herzen aus dieser Dunkelkammer heraus. Nichts sah mehr so

aus wie zuvor. Mir wurde eine Chance gegeben, noch einmal ganz neu anzufangen, und auf einmal kam mir das Leben wieder lebenswert vor. Ich kann es heute noch kaum fassen und sehe darin einen Prüfstein für andere Erfahrungen, die später kamen.

Grace sagt, obwohl sie gewusst habe, dass diese Veränderung „total und absolut“ war, habe Frank, der inzwischen ihr Partner in einem neuen Unternehmen geworden war, das sie gemeinsam gegründet hatten, nicht daran glauben können. (Eigenartigerweise scheinen viele von uns nicht in der Lage zu sein, zu glauben, dass andere – selbst Leute, die wir gut kennen – imstande sind, sich zu verändern. Wir selbst sind ganz sicher, dass wir mit der Zeit weiser, demütiger oder heiliger geworden sind, und dennoch beurteilen wir die Menschen, die wir am meisten zu lieben behaupten, nach Dingen, die sie vor vielen Jahren gesagt oder getan haben.)

Um es kurz zu machen: Was als wunderbares Bekehrungserlebnis begann, wurde zu einer neuen Hölle. Nachdem er mich davon befreit hatte, eine Lüge zu leben, versuchte Frank nun, jeden Aspekt meines Lebens zu kontrollieren. Anfangs nahm ich als frisch Bekehrte seine ständige Bewachung hin; doch mit der Zeit wurde mir klar, dass es ein perverses Besitzverhalten war. Es war ein grausames Spiel, doch immer, wenn ich mich zur Wehr setzen wollte, versuchte er, mich mit meinem früheren Leben zu erpressen.

Frank hatte ein gewalttätiges Temperament: Genau wie die Mitglieder seiner netten „christlichen“ Familie machte ich mehr als einmal Bekanntschaft mit seinen Fäusten. Sein Drang, mich zu kontrollieren, ging bis zu einem Vergewaltigungsversuch. Da ich dergleichen schon hinter mir hatte, wusste ich, dass ich nicht noch einmal solche Schuldgefühle würde ertragen können, und schaffte es, die Katastrophe abzuwenden. Aber ich lebte immer noch eine Lüge. Und diesmal war es viel schwerer, sie aufzudecken, denn dazu musste ich meine Beteiligung an unserer äußerst lukrativen Firma aufgeben und auf mein gutes Einkommen und den damit verbundenen Lebensstil verzichten.

Erst als ich aufhörte, auf der Stelle zu treten, konnte ich mir eingestehen, dass ich deprimiert und unglücklich war. Ich sehnte mich danach, die Befreiung wiederzuentdecken, die ich mit meiner ersten Glaubenserfahrung erlebt hatte, und ich versprach Gott, ihm alles zu geben, was ich hatte, um meine enge Beziehung zu ihm zurückzugewinnen.

Ein zusätzlicher Aspekt der Buße ist die Art und Weise, wie sie Menschen zusammenführt. Auf den ersten Blick mag das unwahrscheinlich sein: Schließlich bedeutet Buße ja, sich selbst bloßzustellen – eine Handlung, die wir mit der geschlossenen Tür eines Therapeutensprechzimmers oder einer Beichtkammer und mit der Garantie auf Verschwiegenheit verbinden. Doch wie M. Scott Peck in seinem Buch *Gemeinschaftsbildung*

darlegt, ist das nur die eine Seite der Gleichung. Jeder, so schreibt er, hat etwas offenzulegen. Jeder Mensch ist auf seine Weise verwundbar und unvollständig. Und deshalb sollten wir unsere Zerbrochenheit, statt uns durch sie voneinander trennen zu lassen, wie es so oft geschieht, als die einende Eigenschaft erkennen, die sie ist, und sie als Grund zur Gemeinschaft betrachten:

Wie eigenartig, dass wir uns normalerweise gedrängt fühlen, unsere Wunden zu verbergen, wenn wir doch alle verwundet sind! Gemeinschaft erfordert die Fähigkeit, unsere Wunden und Schwächen vor unseren Mitgeschöpfen offenzulegen. Und sie erfordert die Fähigkeit, uns von den Wunden anderer berühren zu lassen. . . . Doch noch wichtiger ist die Liebe, die zwischen uns entsteht, wenn wir in beiden Richtungen unser Verwundetsein miteinander teilen.

Grace fand diese Liebe, als sie aus der schmerzhaften Feuerprobe der Selbstprüfung hervorging:

Die Erneuerung, die ich suchte, kostete mich am Ende alles. Ich musste den Schritt tun und mich aus der Firma zurückziehen, die ich mit aufgebaut hatte. Ich verkaufte mein Ferienhaus und danach das Wohnhaus in der Stadt, in der ich arbeitete. Ich gab meinen Beruf auf. Mein ganzes Leben nahm eine neue Wendung, als ich versuchte, herauszufinden, was *Gott* von mir wollte. . . . Doch bei alledem staunte ich wieder einmal darüber, wie rasch die tiefsten Sehnsüchte meines

Herzens gestillt wurden. Ich hatte das Gefühl, das Leben mit einem unbeschriebenen Blatt noch einmal ganz von Neuem beginnen zu dürfen. Darüber hinaus führte mich diese Erfahrung – weiter, als ich je zuvor geführt worden war – aus mir selbst heraus und in die Gemeinschaft mit anderen.

Angeichts des Wankelmuts der menschlichen Natur ist das sprichwörtliche unbeschriebene Blatt nicht von Dauer, und dasselbe gilt für Liebe und Gemeinschaft. So vollkommen sie theoretisch sein mögen, im wirklichen Leben verwittern sie rasch und müssen ähnlich wie Medaillen, deren Glanz verblasst ist, immer wieder aufpoliert werden. Deshalb bin ich so überzeugt davon, dass wahre Neugeburt nichts mit einer „ewigen Lebensversicherung“ zu tun hat. Ja, der Tod bringt neues Leben. Aber was dann? Sollen wir es uns im Zustand eines Neugeborenen gemütlich machen, ohne krabbeln, stehen oder laufen zu lernen? Oder wird doch noch mehr von uns verlangt?

Anne Morrow Lindbergh, eine Frau, die in ihrem Leben wiederholt leiden musste, meint: Ja, es wird mehr von uns verlangt. Unsere Aufgabe als Menschen, sagt sie, bestehe nicht nur darin, neu geboren zu werden, sondern auch zu *wachsen*, und um das zu tun, müssen wir nicht nur sterben, sondern auch beständig verwundbar bleiben – „offen für Liebe, aber auch erschreckend offen für die Möglichkeit weiteren Leidens.“

Für jemanden, der Veränderung fürchtet, mag das ein unwillkommener Gedanke sein. Aber für jeden, der es erlebt hat, ist es eine echte Lebensader. Um noch einmal Grace zu zitieren:

Meine erste Bekehrung, wenn man es so nennen will, hat mein Leben verändert. Auch meine späteren Neuanfänge haben das getan. Aber das Leben bleibt nicht stehen. Und mir ist klargeworden, dass ich, wenn ich es authentisch leben will, immer wieder durch neue Zyklen der Buße und Erneuerung gehen muss. Ich freue mich auf diese Zeiten, denn in ihnen bin ich am lebendigsten.

9

Reiseführer

Gerade weil ich nicht die schönen Worte habe, die ich brauche, verlasse ich mich darauf, dass meine Taten zu euch sprechen.

DAISY ZAMORA

Neu geboren zu werden ist etwas Wunderbares, aber wenn wir das neue Leben nicht pflegen und nähren, wird es bald welken und absterben. Und das gilt besonders dann, wenn die Verwandlung nur einen Teil von uns erfasst hat. Ich habe immer wieder erlebt, wie eine Kleinigkeit – ein kleinlicher Groll, den man hegt, eine geheime Sünde – eine Ehe, eine Gemeinde oder ein Leben zerstören kann. Darum ist es entscheidend, dass wir, wann immer wir spüren, dass sich etwas in uns verändert, offen sind für jede Einsicht, die diese Veränderung bringt. Wir werden harte Entscheidungen treffen müssen, aber das wird keine traurige Pflicht sein. Wenn der Himmel in uns Wirklichkeit ist, wird

er aus uns hervorquellen und in die Welt um uns her fließen, nicht als eine Art persönlicher Fähigkeit oder Macht, sondern als Leben spendendes Bächlein, das jeden Durst stillen kann.

Das ist weit entfernt von der Art Neugeburt, die vielfach in der populären Spiritualität unserer Zeit feilgeboten wird und die sich allzu oft in der Erleuchtung oder Errettung des isolierten Individuums erschöpft. Der Egoismus solcher Religiosität, die eng verwandt ist mit dem Habgierkult, den unser Wirtschaftssystem zelebriert, trägt sicherlich zu ihrer großen Beliebtheit bei. Aber am Ende bringen solche egozentrischen Lehren nichts. Man kann keinen privaten Himmel nur für sich selbst haben.

Insekten, Pflanzen, Tiere und Mikroben überleben nur durch Gemeinschaft, indem das Individuum abhängig ist vom Ganzen. Genauso ist es auch bei uns. Martin Luther King bemerkte einmal: „Im Grunde läuft es darauf hinaus, dass alles Leben in Wechselbeziehung steht. Wir sind alle ... verwoben zu einem einzigen Gewand des Schicksals.“ Der Kampf zwischen Himmel und Hölle beginnt in unseren eigenen Herzen, aber er schließt alles mit ein: Wirtschaft, Kultur, Religion, Politik. Unsere persönliche Neugeburt verbindet uns mit der Neugeburt der Welt. Hier finden wir den Grund und die Mission für unser Leben. Das sollte uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen. Es wäre ein schrecklicher Fehler, wenn wir ausgerechnet an diesem

Punkt den Mut verlieren und versuchen würden, der Herausforderung der Verwandlung auszuweichen! Es wäre eine Art spiritueller Selbstmord.

Beim Schreiben dieses Buches wurde ich oft an drei Menschen erinnert, die mich herausgefordert haben, die Kämpfe des Lebens umfassender und grundsätzlicher zu verstehen. Ich glaube, es lohnt sich, über ihre Geschichten nachzudenken, weil sie mehrere grundlegende Themen veranschaulichen. Nicht, dass wir sie als Helden feiern oder versuchen sollten, sie nachzuahmen; wie die englischen Quäker der ersten Generation ihren Nachfolgern rieten, muss jede Generation ihren eigenen Weg finden: „Wir wollen nicht, dass ihr uns kopiert oder nachahmt. Wir wollen sein wie ein Schiff, das den Ozean überquert hat und eine Kielspur hinterlässt, die bald verschwindet. Wir wollen, dass ihr dem Geist folgt, dem auch wir zu folgen versucht haben.“ Dennoch bin ich sicher, dass wir auf sie blicken sollten, um die Zuversicht zu gewinnen, die wir brauchen, um den Weg einzuschlagen, von dem wir fühlen, dass wir ihn gehen müssen.

Che Guevara

Vor Jahren hätte ich Che Guevara noch nicht als Beispiel für jemanden gewählt, dessen Leben ein Beispiel für eine neue Geburt und ein neues Leben ist. Mir kam er keineswegs als inspirierende Figur vor, sondern eher als

irregeleitetes Genie. Die bei Radikalen und Werbefachleuten gleichermaßen beliebte Ikone war meiner Meinung nach zugleich ein kaltblütiger, gewalttätiger Mann, und ich fand nichts Ansprechendes an seiner Lebensphilosophie. Schließlich habe ich immer daran geglaubt, dass Friede nur durch gewaltlose Mittel zu erreichen ist, während Che nicht gerade für pazifistische Anwendungen bekannt ist. Als internationaler Guerillakämpfer hat er nicht nur dazu beigetragen, die Revolution nach Kuba zu bringen, sondern auch die Hinrichtung von Dissidenten und die Organisation bewaffneter Kämpfe im Kongo und in Bolivien unterstützt.

Meine Vorurteile begannen sich aufzulösen, nachdem ich Kuba besucht und entdeckt hatte, dass dieser Mann – obwohl er vor über dreißig Jahren ermordet wurde – immer noch in den Herzen einer neuen Generation weiterlebt. Ich begegnete Ches Geist an einem der Orte, wo ich es am wenigsten erwartet hätte: in einer Baptistengemeinde in Havanna. Ich sprach dort zu einer Jugendgruppe über Gewaltlosigkeit und Vergebung und über den andauernden Kampf um die Bürgerrechte in den Vereinigten Staaten (die Gemeinde ist nach Martin Luther King benannt). Als ich die jungen Leute fragte, ob es jemanden gebe, zu dem sie aufblickten als Kämpfer für gesellschaftliche Veränderung, antworteten sie mir sofort und erzählten mir von Che und davon, was er ihnen bedeutete. Der Glanz in ihren Augen war unvergesslich.

Es heißt, ein schlechter Baum könne keine faulen Früchte tragen. Als ich mehr über Ches Leben erfuhr, begann ich seine Vision und seine Taten als scharfe und wohlverdiente Kritik an Christen zu sehen, die behaupten, sie hätten alles hinter sich gelassen, um ihren Mitmenschen zu dienen. Er war Arzt, Spross einer Familie der oberen Mittelschicht Argentiniens und gab seine guten Karrieremöglichkeiten auf, um einer größeren Sache zu dienen. Er reiste kreuz und quer durch Lateinamerika und beobachtete aus erster Hand, wie die einfachen Menschen von rücksichtslosen Großgrundbesitzern, niedergetrampelt wurden – unterstützt von amerikanischen Wirtschafts- und Militärinteressen. Deswegen schloss er sich der Rebellengruppe Fidel Castros an, die entschlossen war, die korrupte, mörderische Diktatur in Kuba zu stürzen. Im Kampf bewies er seine Führungsqualitäten.

Obwohl er zum Rang eines Kommandanten aufstieg, nahm er keinerlei Vergünstigungen für sich selbst in Anspruch und zahlte dafür einen hohen gesundheitlichen Preis. Schwer asthmakrank, oft ohne die Medikamente, die er benötigte, und verzweifelt nach Luft ringend, schleppte er dennoch sein Gepäck und seine Waffenselbst über die Berge und durch die Dschungelgebiete und Sümpfe. (Ches humorvolle Missachtung seiner Gesundheit war allgemein bekannt. Als sein Arzt ihm nicht mehr als eine Zigarre pro Tag erlauben wollte,

ging er zum Hersteller und bestellte sich maßgefertigte Havannas, die doppelt so groß waren wie normal.)

Nach Castros Triumph über das Batista-Regime 1959 stürzte sich Che in die gewaltige Aufgabe, die kubanische Gesellschaft neu zu organisieren. Sein hoher Idealismus war legendär, doch noch bemerkenswerter war, dass er gänzlich darauf verzichtete, nach persönlicher politischer Macht zu streben. An sich selbst stellte er unbarmherzige Anforderungen. Nach den sechs 18-Stunden-Tagen pro Woche bei seiner Arbeit für die Regierung arbeitete er an den Sonntagvormittagen ehrenamtlich in der Zuckerrohrernte oder als Hafenarbeiter. Seine Leidenschaft, für die Armen zu kämpfen, trieb ihn dazu, seine einflussreiche Position in Havanna aufzugeben und sich Freiheitskämpfern anzuschließen, zuerst in Afrika, dann in Bolivien. Die Worte, die er etwa um diese Zeit schrieb, als er sich ins Unbekannte aufmachte, um seine Berufung zu erfüllen, hallen bis heute wider:

Auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen, lasst mich sagen, dass der wahre Revolutionär von starken Gefühlen der Liebe geleitet ist. Es ist unmöglich, sich einen echten Revolutionär ohne diese Eigenschaft vorzustellen. ... Man braucht eine große Portion Menschlichkeit, eine große Portion Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit, damit man nicht in Extreme fällt, in kalten Intellektualismus, in die Isolation von den Massen. Jeden Tag

müssen wir kämpfen, dass diese Liebe zur lebendigen Menschheit sich in konkrete Fakten verwandelt, in Taten, die als Beispiel dienen werden. . . .

Und weiter aus seinem letzten Brief an seine Kinder:

Vor allem versucht stets, jede Ungerechtigkeit, die gegen irgendeinen Menschen in irgendeinem Teil der Welt begangen wird, tief zu empfinden. Das ist die schönste Eigenschaft eines Revolutionärs.

Diese Vision von Liebe und Verwandlung war es – und Ches Bereitschaft, sein Leben zu geben, um sie Wirklichkeit werden zu lassen –, die diese jungen Leute inspirierte. Als sie darüber sprachen, was er sie über die Opferbereitschaft im Dienst für die Sache der wirtschaftlichen und sozialen Gerechtigkeit gelehrt hatte, fielen mir die Worte von John F. Kennedy ein (der ironischerweise Ches unversöhnlicher Feind war): „Frag nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern was du für dein Land tun kannst.“

Ches letzte Mission in Bolivien 1967 war ein Fehlschlag. Als die bolivianische Armeeeinheit, die seine dem Untergang geweihte Guerillatruppe jagte, ihn im Dschungel gefangen nahm, war er ein geschlagener Mann, körperlich am Ende und verzweifelt über den Tod seiner Genossen. Ein CIA-Mitarbeiter, der die Armeeeinheit begleitete, informierte ihn, er werde erschossen werden, und berichtete später nach Washington:

Am frühen Morgen erhält die Einheit Befehl, Guevara und die anderen Gefangenen hinzurichten. Als Sergeant Terán (der Scharfrichter) den Raum betritt, steht Guevara mit gefesselten Händen auf und sagt: „Ich weiß, wozu Sie hier sind. Ich bin bereit.“

Terán fordert ihn auf, sich zu setzen, und verlässt den Raum für einige Augenblicke. Als er wieder hereinkommt, steht Guevara erneut auf und weigert sich, sich hinzusetzen. Schließlich sagt Guevara zu ihm: „Machen Sie sich jetzt bewusst, dass Sie einen Menschen töten.“ Das sind seine letzten Worte. Terán feuert mit seinem M2-Karabiner und tötet ihn.

Jesus lehrte, dass nicht alle, die „Herr, Herr“, sagen, ins Himmelreich eingehen werden. Der Preis, sagte er, ist für den, der seine Schwestern und Brüder so innig liebt, dass er sein Leben für sie hingibt. Genau das tat Che. Ungeachtet seiner Fehler – gegenüber Feinden und Verrätern konnte er rücksichtslos sein – opferte er sein Leben hin für die leidenden Menschen, mit denen er sich identifizierte, nicht nur, als er starb, sondern auf seinem ganzen Lebensweg. Sein Beispiel würde noch viele nach ihm inspirieren, von den Demonstranten unter den europäischen Studenten 1968 über Nelson Mandela in den 1980ern bis hin zu den Zapatista-Rebellen Mexikos in den 1990ern.

Che zeigte, dass für denjenigen, der eine Vision gefunden hat, an der er sein Leben ausrichten kann,

kein Opfer zu groß sein wird, nicht einmal der physische Tod – was die Bemerkung des französischen Philosophen Jean-Paul Sartre erklärt, Che sei „der vollkommenste Mensch unserer Zeit“ gewesen. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, dass er nicht nur ein großer Revolutionär war, sondern auch – trotz all seiner Unzulänglichkeiten und Sünden – ein besserer Nachfolger Christi als viele derer, die dieses Etikett für sich beanspruchen.

Was genau machte den Kern von Ches Vision aus, dass sie immer noch junge Leute in aller Welt aufrüttelt? Seine Worte über die revolutionäre Kraft der Liebe weisen auf eine Antwort hin. Vielleicht tut dies auch ein Gedicht, das nach seinem Tod in seinem Rucksack gefunden wurde:

Christus, ich liebe dich,
nicht, weil du von einem Stern herabkamst,
sondern weil du mir des Menschen Tränen
und seine Not offenbart hast;
mir die Schlüssel gezeigt hast
zu den verschlossenen Türen des Lichts.
Ja, du lehrtest mich, dass der Mensch Gott ist,
ein armer Gott, gekreuzigt wie du.
Der zu deiner Linken – der schlimmste Übeltäter –
auch er ist Gott.

León Felipe

Dorothy Day

Wie sollen wir leben, wenn wir erkennen, dass Gott in jedem Menschen gegenwärtig ist, dem wir begegnen? „Das Mysterium der Armen ist“, sagte Dorothy Day, „dass sie Jesus sind, und was immer du ihnen tust, tust du ihm.“ Die Gründerin der Catholic-Worker-Bewegung (einer lose organisierten Bewegung städtischer Gästehäuser für Arbeitslose und Obdachlose) durchdrang mit ihrem Blick die abstoßende äußere Erscheinung der vielen „schlimmsten Diebe“, denen sie diente, und sah deren Göttlichkeit: „Die das Antlitz Christi in den Armen nicht erkennen, sind wahrhaft Atheisten.“

Dementsprechend führte sie ein radikales Leben, und ihre Freundschaft hat mich vom ersten Tag an, seit ich ihr Mitte der 1950er begegnete, bis zu ihrem Tod 1980 tief beeinflusst. Als sie in dem winzigen Zimmer in einem der damals ärmsten Viertel New Yorks, das sie ihr Zuhause nannte, starb, trauerten Hunderttausende um sie. Erzbischöfe verglichen sie mit Gandhi und Martin Luther King; die *New York Times* sprach vom „Ende einer Ära“; wohlhabende Bewunderer organisierten eine Gedächtnismesse, und arbeitslose Männer weinten. Wer war diese alte Frau?

1897 in Brooklyn geboren, waren Dorothys frühe Jahre von dramatischen Wendungen gekennzeichnet – Journalistenschule in Illinois, Reisen in Europa und Autorenjobs in Hollywood und New York. Es war eine

turbulente Jugendzeit, aus der sie taumelnd von einer zerbrochenen Ehe, einer Abtreibung und einer Serie unglücklicher Beziehungen hervorging.

1926 bekam Dorothy ein Baby namens Tamar – ein Ereignis, das sie veränderte oder zumindest ihre frühere Sehnsucht nach einem heilsameren, fruchtbareren Leben festigte. Schon lange hatte sie sich (trotz ihrer Exzesse in der Boheme) zum Katholizismus hingezogen gefühlt. Nun wandte sie sich den Evangelien zu und fand in ihnen die ersten Anfänge eines Glaubens. Bald erlebte sie eine tiefgreifende Bekehrung.

Freunde und Bekannte lachten über ihre „Religion“, aber Dorothy ließ sich nicht abschrecken. Sie gab zwar zu, dass das Christentum, das sie kannte, alles andere als perfekt war, argumentierte aber, die gerechte Gesellschaft, nach der sie alle suchten, müsse auf Gott gebaut sein. Nicht, dass sie mit dem konventionellen kirchlichen Leben zufrieden gewesen wäre. Sie war mit der Lektüre von Dickens und Sinclair aufgewachsen und identifizierte sie sich mit der Arbeiterklasse. Sie suchte, wie sie sagte, einen Glauben, der „sich nicht nur um Sklaven kümmert, sondern . . . die Sklaverei abschafft“. Und so stürzte sie sich in die „Werke der Barmherzigkeit“, wie sie sie nannte, versorgte Obdachlose mit Essen und Unterkunft, schrieb und redete gegen das Übel des Krieges, demonstrierte für ausländische Arbeiter und ging gegen die Todesstrafe auf die Straße.

Mit ihrer Eloquenz und Unverblümtheit brachte sie Leute aus allen ideologischen Lagern aus der Fassung. Der Vatikan fand, sie sei dem Kommunismus zu nahe; der säkularen Presse war ihr Glaube peinlich. Die Konservativen regten sich jedes Mal auf, wenn sie wegen zivilen Ungehorsams ins Gefängnis wanderte; linke Freunde beklatschten ihre Subversivität, fanden aber ihre Moralphorstellungen viel zu sittenstreng und „traditionell“. Doch Dorothy ging es nie um Politik an sich. Es war die Liebe zu Gott, von der sie sagte, sie sei bedeutungslos, solange sie ihren Ausdruck nicht in der Liebe zum Nächsten finde.

Nicht die Liebe im abstrakten Sinne zählt. Menschen lieben eine Sache, wie ein Mann eine Frau liebt. Sie lieben die Bruderschaft, die Arbeiter, die Armen, die Unterdrückten – aber sie lieben nicht den Menschen; sie lieben nicht diese geringsten Brüder. Sie lieben nicht „persönlich“. Lieben ist schwer. Es ist das Schwierigste auf der Welt, von der Natur her gesehen. Haben Sie Tolstois *Auferstehung* gelesen? Dort erzählt er von politischen Gefangenen in einem langen Gefängniszug, die aus Liebe zu ihren Brüdern Ketten und Verfolgung erdulden und eben diese Brüder auf der langen Fahrt nach Sibirien ignorieren. Es sind nie die Brüder gleich hier bei uns, sondern die Brüder im Abstrakten, die zu lieben uns leichtfällt.

Dorothys Worte erinnern uns daran, dass es zwar ein verlockender Gedanke ist, die Welt im Großen zu verändern, dass aber unsere Taten oft weit hinter unseren Idealen zurückbleiben. Und ebenso erinnerte sie ihre Mitarbeiter daran, dass es der Mensch direkt vor uns ist, um dessen Bedürfnisse wir uns am besten kümmern können und dessen Verletzungen wir zuerst heilen sollten. Von diesem unsichtbaren oder „kleinen“ Weg sprach sie nicht nur, sondern sie widmete sich ihm unermüdlich Jahr für Jahr.

Während der schweren Wirtschaftskrise im Amerika der 1930er Jahre verbrachte Dorothy ihre Tage damit, Brot und Kaffee an obdachlose Männer zu verteilen. Als in den frühen 1970ern in New York die nächste Rezession kam, war sie immer noch damit beschäftigt. Ein Zyniker würde das vielleicht sinnlos finden, aber nicht Dorothy. Für sie war selbst der bescheidenste Versuch, etwas gegen Armut zu tun, der Mühe wert, denn er war besser, als nichts zu tun:

Was wir gerne tun möchten, ist, die Welt zu verändern – es den Menschen ein bisschen leichter zu machen, sich zu ernähren, sich zu bekleiden und ein Dach über dem Kopf zu haben, wie Gott es ihnen zugedacht hat. Und indem wir für bessere Bedingungen kämpfen, indem wir unaufhörlich die Stimme erheben für die Rechte der Arbeiter, der Armen, der Notleidenden . . . , können wir für die Oase arbeiten, die kleine Zelle der

Freude und des Friedens in einer verwüsteten Welt. Wir können unseren Kieselstein in den Teich werfen und zuversichtlich sein, dass seine Kreise sich ausbreiten werden, bis sie die ganze Welt erreichen.

Heinrich Arnold

Geschichten von überlebensgroßen Gestalten sind zwar inspirierend, aber oft lösen sie ein Seufzen aus: Im Vergleich zu unserem eigenen Leben scheint es unmöglich, es mit ihnen aufzunehmen. Zum Glück kennen wir alle irgendjemanden – einen Mentor, ein Großelternteil, eine Lieblingsverwandte oder einen früheren Lehrer –, deren alltägliches Beispiel uns mehr bedeutet als alle Taten der Großen und Berühmten. Für mich war diese Person mein Vater.

Ebenso wie ich arbeitete mein Vater Heinrich Arnold phasenweise als Pastor. Als ich klein war, lebte unsere Familie in einer abgeschiedenen Gemeinschaft europäischer Kriegsflüchtlinge in den Wäldern Paraguays. Obwohl mein Vater nie Theologie studiert hatte – er war ausgebildeter Landwirt –, war er von Natur aus ein Seelsorger. Schon mit fünfzehn Jahren vertrauten sich Erwachsene ihm spontan an und baten ihn um Rat.

Nicht, dass mein Vater nach außen hin ein besonders religiöser Mensch gewesen wäre. Er predigte selten, wenn überhaupt jemals, und war ganz allgemein ein Mann weniger Worte. Für ihn war der Glaube nicht

etwas, worüber man redete, sondern etwas, was man lebte. Gott lieben bedeutete, die Armen zu lieben, und weil er in einem Elternhaus aufgewachsen war, dessen Tür einem stetigen Strom von Landstreichern, Gewerkschaftsleuten und Radikalen offenstand, identifizierte er sich von früher Kindheit an mit diesen Leuten.

Als wir in Südamerika lebten, stellte er manchmal Männer aus dem nächsten Dorf als Erntehelfer oder für andere Arbeiten auf der Farm an. Eines Tages schlich sich einer von ihnen in unsere Wohnung, um Betttücher und andere Haushaltsgegenstände zu stehlen. Zum Glück schlug der Hund Alarm und scheuchte den Mann aus dem Haus, wo er sich mit knapper Not davor retten konnte, gebissen zu werden, indem er auf den nächsten Baum kletterte. Als mein Vater aus dem Haus stürmte, um zu sehen, was es mit all dem Lärm auf sich hatte, rief er den Hund zurück, versicherte dem Mann, dass er unbewaffnet sei, und lud ihn ins Haus ein. Dort bot er ihm etwas zu essen an und fand heraus, warum der Mann versucht hatte, uns zu berauben: Er war der einzige Verdienner in seiner großen Familie, und das Geld reichte hinten und vorne nicht.

Als wir später nach New York zogen, fand er ebenso leicht Kontakt zu kultivierteren Leuten, einschließlich der gebildeten Sinnsucher, die scharenweise in unser neues Heim kamen. Ebenso wie in Südamerika (und zuvor in England und Deutschland) kamen Leute zu ihm, ohne dass er es initiierte oder sie irgendwie dazu

überredete. Ein oder zwei Mal kam es vor, dass völlig fremde Menschen sich im Flugzeug oder im Zug an ihn wandten und ihr Herz bei ihm ausschütteten.

Ich habe über den Grund für diese Vertrauensbeweise nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen, dass sie zu einem großen Teil auf die tiefe Liebe zurückzuführen sind, die mein Vater jedem Menschen entgegenbrachte, dem er begegnete. Wer immer ihm begegnete, spürte instinktiv diese Liebe, und das wirkte entwaffnend. Eine Rolle spielte auch seine Überzeugung, dass trotz aller äußerlichen Unterschiede alle Menschen im tiefsten Grunde gleich sind, die ihn dazu brachte, jeder Person mit demselben Respekt zu begegnen. Ich werde nie vergessen, wie er mir nach seiner Rückkehr von einem Krankenhausaufenthalt einmal sagte, dies sei der Ort, wo man wirklich sehen könne, wie ähnlich die Menschen sich sind.

In ein Krankenhaus kommen Männer und Frauen jeglicher Einkommensklasse und sozialer Herkunft, um sich behandeln zu lassen. Wenn sie ankommen, sehen sie sehr unterschiedlich aus: Manche sind unansehnlich und tragen schmutzige Kleider, andere sind von gepflegter Erscheinung und haben teure Anzüge an. Doch dann holt die Schwester sie ab, um sie auf die Operation vorzubereiten, und wenn sie dann halb nackt im kurzen OP-Hemdchen wiederkommen, sehen sie alle gleich aus – abgesehen von dem einen oder anderen Bierbauch. Ja, wir sind alle einzigartig, sagte mein Vater,

aber unter der Oberfläche kennen wir alle den Konflikt zwischen Himmel und Hölle, und wir alle sehnen uns nach Neugeburt.

Sibyl Sender, eine langjährige Freundin, schrieb mir einmal über ihre erste Begegnung mit meinem Vater. Als junge Mutter, die ihr Studium an einem hoch angesehenen amerikanischen College abgebrochen hatte, hatte Sibyl mit dreiundzwanzig Jahren ihre idealistische Phase bereits hinter sich. Sie hatte einen guten Job bei einem Hochglanzmagazin und war der Herausforderung gewachsen, allein eine Tochter großzuziehen. Sie glaubte, schon genug von der Welt gesehen zu haben, um zu wissen, dass ein Leben auf der Überholspur das einzige lohnende Ziel für sie wäre.

Sibyl war eine leidenschaftliche Atheistin; dennoch gab sie zu, wegen einer Abtreibung, die sie im Zuge einer Affäre hatte vornehmen lassen, von Schuldgefühlen verfolgt zu sein. In dieser Situation lernte sie bei einem Besuch in Woodcrest, unserem Zuhause auf dem Land im Staat New York, meinen Vater kennen. (Woodcrest war die erste amerikanische Ansiedlung des Bruders, der christlichen Kommunitätsbewegung, in der ich aufgewachsen bin; mein Vater war Pastor in dieser Gemeinschaft.)

Ich kam für ein paar Tage zu Besuch, und ich hatte das Gefühl, dass die Grundannahmen, die bisher mein Leben geleitet hatten, erschüttert wurden.

Nach dem Mittagessen sehe ich eines Tages jemanden auf mich zukommen. Groß, dünn, etwas gebeugt, und trotz alledem unverkennbar eine Verkörperung von Güte und Liebe. Er kommt auf *mich* zu, elend und von Sünde besudelt, wie ich bin. Was hat er mit mir zu schaffen? Mein einziger Gedanke ist: Sag nichts, sag einfach kein Wort. Ich schaue zu Boden. Ich warte auf das kommende Gericht. Ich warte. Ich warte. Nichts passiert. O Grauen, eine Träne läuft an meiner Wange herab. Endlich wird die Stille durchbrochen. Die „Güte“ spricht: „Komm doch mit.“ Ich folge ihm, zu benommen, um mich darum zu scheren, was nun geschieht.

Wir gehen nach oben und betreten ein schäbiges kleines Büro. Heilsarmee-Mobiliar. Er geht vor mir hinein, dreht sich um, schaut mich an und sagt: „Eine Tasse Kaffee, du brauchst eine Tasse Kaffee. Ich mache dir eine Tasse Kaffee.“ Und der riesige, unbeholfene, gute Mann macht sich umständlich daran, in einem Raum, dem eigentlich alles fehlt, was man dazu braucht, eine Tasse Kaffee zuzubereiten. Während er mir die Tasse reicht, entschuldigt er sich dafür, dass es keine Milch und keinen Zucker gibt.

Im nächsten Moment ergießt Sybil-die-Kindsmörderin einen Strom von Worten über den Kaffeemacher. Als ich alles, was ich an Abscheulichem zu sagen hatte, losgeworden war, sagte Heinrich, denn so hieß er: „Danke für dein Vertrauen.“

Später kam es mir so vor, als hätten wir das ganze Evangelium durchlebt, und das Evangelium lautete, wie ich tief in mir schon immer vermutet hatte: „Komm herein, setz dich, trink erstmal einen Kaffee.“ Es hatte nichts damit zu tun, auf hölzernen Kirchenbänken zu hocken. Es hatte nur mit der leidenschaftlichen Liebe des Guten zum Schlechten zu tun.

Am Ende sagte ich zu Heinrich, ich würde jetzt nach New York City zurückkehren. Er sagte: „Das ist der Tod.“ Ich erwiderte: „Ich weiß, dass es der Tod ist.“ Aber ich dachte mir: Ich weiß, dass das alles passiert ist, aber ich fahre jetzt einfach zurück und lebe so weiter, als wäre nichts passiert.

Aber manche Dinge ließen sich nicht so einfach wieder umkehren. Ich, die ich in meiner Verzweiflung zu viel Geld ausgegeben hatte, um in schicken Restaurants zu Mittag zu essen, merkte nun, wie mich meine Füße zu den Schnellimbissen an der Second und Third Avenue trugen. Das Essen war himmlisch, die Leute waren „wir“. Ich wusste jetzt, dass ich zu den Armen gehörte. Für immer. Was war mit mir passiert? Meine Geschmacksknospen hatten sich verändert, meine Augen waren anders geworden, meine Ohren, meine Nase, mein Tastsinn. . . . Ich war Sybil, umgefüllt in ein anderes Wahrnehmungsgefäß.

Drei Monate lang versuchte ich als „die andere Person“ vor Gott zu fliehen, der, das wusste ich, den Tod meines „alten Ichs“ von mir verlangen würde.

Oh, wie der Teufel mich zu verlocken versuchte! (Und wie gern ich ihm gefolgt wäre.) Er fand die seltsamsten Wege, mir Geld und Ruhm anzubieten. Aber ich brachte das üble Gericht, das er mir vorsetzte, nicht herunter. Angewidert wandte ich mich davon ab. Ich hatte keinen Ort, wo ich hätte hingehen können, außer zurück in die Gemeinschaft.

Also kehrte ich mit meiner dreijährigen Tochter Xaverie, die jede Minute unseres ersten Besuchs genossen hatte, wieder zurück. Ich zitterte wie Espenlaub und fragte mich, ob ich jetzt wohl dabei war, mich in eine religiöse Spinnerin zu verwandeln. An der Tür zu unserem Zimmer hing ein Blatt, auf das ein Kind gekritzelt hatte: „Willkommen zu Hause, Xaverie und Sybil.“ Mein persönlicher Stein wurde weggewälzt. Ich war zu Hause – endlich zu Hause! Warum war ich so lange weggeblieben?

Von da an war es, als wäre ich verliebt. Die Anliegen der Gemeinschaft, zu der ich nun gehörte, nahmen mich vollkommen ein. Die Kämpfe all der Mitglieder, über die sie so offen redeten, schienen mein eigener Kampf zu sein. Es war wie ein endloses Abenteuer, um Gottes Willen zu entdecken. Und auch noch gewürzt mit Gelächter! Dieses Abenteuer hatte nichts gemein mit einer düsteren Grubenfahrt ins Bergwerk meines Inneren. Das Leben war unaussprechlich schön und wunderbar. Nach allem, was ich durchgemacht hatte – und nun war das Leben an jedem Tag voller

Vergebung, voller Gebet, voller Gott. Wie konnte *das* einer Elenden wir mir vergönnt sein?

Freilich war ein Preis dafür zu zahlen. Dieses Leben in Gemeinschaft war eine Perle. Es kostete mich etwas: Mein Mann, mit dem ich mich auseinandergelebt hatte und der mich überhaupt erst dazu überredet hatte, die Gemeinschaft zu besuchen, kam nach einigen Monaten zu dem Schluss, das sei nichts für ihn. Einige Zeit später bekam ich mit der Post die Scheidungspapiere.

Sibyl blieb für die nächsten fünfunddreißig Jahre mit meinen Eltern befreundet – bis zu ihrem Tod. Einmal sagte sie mir, dieses schlichte Erlebnis, bei einer Tasse Kaffee mit meinem Vater zu reden – diese ganz alltägliche Zuwendung von Mitgefühl und Verständnis –, sei ein Auslöser für ihre Neugeburt gewesen.

Vielleicht konnte mein Vater deshalb so wenig sagen und dennoch Leuten wie Sybil so viel mitteilen, weil er so viel *fühlte*. Er war ein leidenschaftlicher Mensch und brauchte nicht immer Worte, um sich auszudrücken. Vielleicht war es seine Weigerung, jenes persönliche Charisma zu kultivieren, für das geistliche Leiter so oft bewundert werden, oder sein Beharren darauf, dass es die Aufgabe eines Pastors sei, seine Gemeinde zu Gott zu führen, nicht zu sich selbst. Vielleicht waren es die Nöte, die er selbst erlebte, die ihn empfindsam machten für die Lasten, die andere trugen, und es ihm ermöglichten, sozusagen direkt in ihre Seelen hineinzuschauen. Wie

auch immer, die Leute vertrauten ihm, und als ihr Vertrauen immer größer wurde, trug es ihm die Feindschaft eifersüchtiger Kollegen ein.

Das war besonders während der ersten Jahre meiner Eltern in Paraguay der Fall. Sicher, die meisten Mitglieder ihrer Gemeinschaft waren dem Bombenterror in England während des Krieges unbeschadet entronnen, aber zu welchem Preis? Nun saßen sie meilenweit weg von allem mitten in einem unfreundlichen südamerikanischen Dschungel – der unbarmherzigen Sonne, den Insekten, der Unterernährung und allen möglichen Krankheiten ausgesetzt. Kinder starben, darunter auch meine kleine Schwester, kurz nach ihrer Geburt.

Leider ließen diese Strapazen, statt die Gemeinschaft zu einen, viele von uns bitter werden. Mit der Zeit verloren diese Mitglieder ihr ursprüngliches Feuer und suchten – verwirrt und geblendet von ihrer Trauer – schnelle Antworten bei den fähigsten, effizientesten Männern in der Gemeinschaft. Indessen sprach sich mein Vater, der glaubte, Barmherzigkeit (nicht bessere Organisation) sei die wahre Lösung, gegen die zunehmende Reglementierung der Gruppe aus. Indem er argumentierte, es sei wichtiger, sich um die Bedürfnisse der Kranken, Schwachen, psychisch Labilen oder sonst irgendwie an den Rand Gedrängten zu kümmern, appellierte er an alle, die ihm zuhörten, ihre Herzen zu erweichen – Gott und ihre eigene Menschlichkeit wiederzuentdecken.

Einer, der mit solchen Reden nichts anfangen konnte, war der Arzt der Siedlung, der meinem Vater 1941 während einer schweren Erkrankung versehentlich eine Überdosis jener primitiven Bromide verabreichte, mit denen man damals Patienten ruhigstellte. Wenngleich erschrocken über die Halluzinationen und Stimmungsschwankungen, die mein Vater infolgedessen erlitt, gestand dieser Arzt ihre wahre Ursache nie ein – was schlimm genug war –, sondern deutete stattdessen an, sie seien Symptome einer „Zwangsneurose“. Aufgrund dieser fadenscheinigen Diagnose verlor mein Vater seine Stellung als Pastor. Schlimmer noch, es raubte ihm sein Selbstvertrauen und führte dazu, dass ihn – für die nächsten sechsundzwanzig Jahre – der Gedanke quälte, er sei womöglich tatsächlich psychisch labil. (Erst 1968 brachte ein neuer Hausarzt beim Durchforsten seiner Krankenakte die Vertuschung zutage.)

Als mein Vater 1943, also zwei Jahre später, erneut gegen die harte und strenge Führung in unserer isolierten Gemeinschaft protestierte, wurde er, nur mit dem Gegenwert eines Tageslohns ausgestattet, ausgeschlossen und von seiner schwangeren Frau und seinen vier Kindern getrennt. Mit den wenigen Brocken Spanisch, die er kannte, fühlte er sich wie ein Fisch an Land. Schlimmer noch, als er sich an andere deutsche Immigranten wandte, musste er feststellen, dass die meisten für die Nazis waren und wenig Sympathie für Leute wie ihn hatten, die als Angehörige einer

„Aufrührergruppe“ aus der alten Heimat geflohen waren. Arbeit fand er schließlich nur in einer Lepra-kolonie, wo er ständig in der Furcht lebte, sich selbst die Krankheit zuzuziehen, die man damals noch für äußerst ansteckend hielt. Nach dem, was damals üblich war, hätte eine Lepra-Infektion die endgültige Trennung von seiner Familie und seinen Freunden bedeutet.

Die zwanzig Monate, in denen mein Vater unserer Familie entrissen war, waren für ihn und für uns sehr schwer, doch seine Rückkehr, die doch eine Freude für alle hätte sein können, brachte ihre eigenen Spannungen. Als meine Mutter ihm ihre jüngste Tochter zeigte, die während seiner Abwesenheit geboren war, rechnete sie damit, dass er sich mit ihr freuen würde. Doch die Not der letzten beiden Jahre hatte ihn abstumpfen lassen, sodass er auf ihr Glück nicht reagieren konnte. Verständlicherweise legte sie seinen uncharakteristischen Mangel an Herzlichkeit als Kälte aus.

Auf lange Sicht jedoch ließ dieses finstere Kapitel bei meinem Vater keine Bitterkeit zurück. Stattdessen weckte es in ihm die Entschlossenheit, menschliche Grausamkeit zu verhindern, wo immer er konnte, und ließ seine ohnehin ungewöhnliche Fähigkeit zur Vergebung noch wachsen. Wir als Kinder zum Beispiel hatten keine Ahnung, was meine Eltern erlitten hatten; sie widerstanden allem Selbstmitleid und sagten nie etwas Abfälliges oder Negatives über irgendjemanden – nicht einmal über den Arzt, der ihm eingeredet hatte, er sei

labil. Erst Jahre später, als ich schon verheiratet war, kam ich dahinter, was sie in der Vergangenheit durchgemacht hatten.

Durch das erlebte Leid gewann mein Vater überdies eine lebenslange Empathie für andere Menschen in Not. Auch wenn Psychiater meinem Vater rieten, es habe keinen Sinn, noch mehr Zeit mit diesem oder jenem psychisch gestörten Menschen zu „vergeuden“, kümmerte er sich immer wieder, rief an, besuchte die Leute und schrieb ihnen. Bei vielen „hoffnungslosen Fällen“ erlebte ich, wie sie durch seine Beharrlichkeit einen neuen Lebenszweck fanden. Besonders erinnere ich mich an Nick, einen obdachlosen Alkoholiker, Drogensüchtigen und Vietnam-Veteran, den er Mitte der 1970er Jahre betreute. (Zu unserer großen Trauer erlag Nick schließlich seiner Verzweiflung: Nachdem er in der Obhut meines Vaters Fortschritte gemacht hatte, zog er in einen anderen Bundesstaat, wo er immer mehr abstürzte, bis er sich schließlich umbrachte. Als mein Vater die Nachricht erhielt, weinte er, als hätte er seinen eigenen Sohn verloren.)

Selbstverständlich machte mein Vater als Mensch und als Pastor auch Fehler, was er selbst unumwunden zugab. Er konnte Situationen falsch einschätzen, und es kam auch vor, dass er die Beherrschung verlor. Aus meiner Sicht als sein Sohn jedoch bestand seine offensichtlichste „Schwäche“ in dem endlosen Zartgefühl, mit dem er nicht nur Angehörigen, Freunden und Kollegen

begegnete, sondern auch Fremden und selbst Leuten, die ihn verraten hatten. Wie sehr sie ihn auch verletzt haben mochten, er kämpfte mit seinen Gefühlen, bis er wieder in der Lage war, ihnen zu vertrauen – selbst, wenn objektiv gesehen jede Vertrauensgrundlage dahin war. Als ich einmal frustriert war über seine Bereitschaft, sich aufs Neue verletzen zu lassen, sagte er mir: „Viel lieber vertraue ich und werde verraten, als auch nur einen Tag lang in Misstrauen zu leben.“

Wenn Menschen bei meinem Vater Rat suchten, hörte er ihnen oft nur still zu; bei anderen Gelegenheiten versuchte er ihnen zu der eigenen inneren Erkenntnis zu verhelfen, was zu tun war. Dabei war er stets von unverblümter Ehrlichkeit. Das wirkte auf manche beruhigend, doch andere machte es nervös. Seine Schriften hatten eine ähnliche Wirkung. So sagte der katholische Schriftsteller Henri Nouwen über sein Buch *Leben in der Nachfolge*:

Arnolds Worte treffen mich wie ein zweischneidiges Schwert und stellen mich vor die Wahl zwischen Wahrheit und Lüge, Erlösung und Sünde, Selbstlosigkeit und Egoismus, Licht und Finsternis, Gott und Dämon. Anfangs war ich nicht sicher, ob ich mich solch einer direkten Herausforderung stellen wollte. Ich entdeckte einigen Widerstand in mir.

Während die meisten Leute, denen mein Vater als Seelsorger diente, sich am Ende dankbar zeigten, setzten sich andere erbittert zur Wehr. Einige wenige fühlten sich von ihm so bedroht, dass sie ihn töten wollten: So viel ich weiß, gab es mindestens zwei ernsthafte Anschläge auf sein Leben. Solcher Hass erschütterte ihn, schaffte es aber nie, ihn zum Schweigen zu bringen. Um noch einmal Nouwen zu zitieren:

Arnold erinnert mich daran, dass der Friede des Evangeliums nicht derselbe ist wie der Friede der Welt; dass der Trost des Evangeliums nicht der Trost ist, den die Welt spendet; dass die Milde des Evangeliums nichts mit weltlicher Toleranz zu tun hat, die alles gutheißt. Das Evangelium verlangt eine Entscheidung, eine radikale Entscheidung, eine Entscheidung, die nicht überall auf Lob, Unterstützung und Anerkennung stößt.

Nach den Maßstäben der Welt war mein Vater nie einflussreich oder prominent. Dennoch habe ich sein Vermächtnis schon an völlig unvermuteten Stellen zutage treten sehen. Warum sollte es nicht bei uns allen so sein? Warum trauen wir uns nicht, daran zu glauben, dass die Früchte unseres Glaubens da, wo wir es selbst nie zu sehen bekommen, Blüten treiben, die in keinem Verhältnis zu den winzigen Samenkörnern stehen, die wir ausstreuen?

IO

Engel

Wenn der Engel sich herbeilässt zu kommen,
dann weil du ihn überzeugt hast, nicht etwa
mit deinen Tränen, sondern durch deinen
demütigen Entschluss, immerzu anzufangen:
ein Anfänger zu sein!

RAINER MARIA RILKE

Leuten, die der Meinung sind, das menschliche Leben sei mit dem Tod des Körpers zu Ende, mag die Verwandlung eines Schmetterlings als ein irrelevantes, wenn auch interessantes Bild erscheinen. Uns jedoch, die wir an die Ewigkeit glauben, ist es ein Zeichen unserer Hoffnung auf ein anderes Leben, das noch größer ist als die Neugeburt durch die Buße. Es erinnert uns an die Auferstehung der Toten, durch die wir (um das Neue Testament zu zitieren) „unverweslich auferstehen“ werden. Diese Neugeburt wird denen

zuteil „die da glauben“, so wird uns gesagt, und ihr voraus geht ein Tag des Gerichts, an dem sie von denen getrennt werden, die nicht glauben.

Seit Jahrhunderten streiten Philosophen und Theologen über die Natur und Bedeutung jenes Gerichts und über die Existenz von Himmel und Hölle. Auch Schriftsteller, Dichter und Maler haben sich mit dem Thema auseinandergesetzt. Da ist zum Beispiel André Guide, der sagte: „Ebenso wie das Reich Gottes ist die Hölle in uns“; Dante mit seinen eindrücklichen Schilderungen des Fegefeuers und Brueghel mit seinen schaurigen Darstellungen schrecklicher Ungeheuer und verstümmelter Leiber. Da ist auch Dostojewski, dessen Figur des Starez Sossima vor dem Gedanken solcher körperlichen Qualen zurückschreckt und sagt, die Hölle sei eher das Leid, unfähig zur Liebe zu sein:

Man redet oft von einem materiellen Höllenfeuer. Ich spüre diesem Geheimnis nicht nach, ich fürchte mich davor. Aber ich denke, wenn es wirklich ein materielles Feuer gäbe, würden sich die Verdammten in Wahrheit darüber freuen; denn ich stelle mir vor, dass sie in der materiellen Qual wenigstens für einen Augenblick die noch schlimmere seelische Qual vergessen würden.

Wer zu einer eher wörtlichen Auslegung der Bibel neigt, mag bei dieser Sicht der Hölle das Gesicht verziehen, ja, er mag ein ganzes Arsenal von Gegenargumenten

auffahren. Was ist denn dann mit den Stellen, wo von einem Ort die Rede ist, an dem „Heulen und Zähneklappern“ sein werden? Und was ist mit dem Höllenschlund und dem ewig währenden feurigen Pfuhl?

Zum Himmel gibt es ähnlich vielfältige Meinungen. Die Bibel selbst gibt kein einheitliches, klares Bild davon. In manchen Versen lesen wir, dass es für die Reichen fast unmöglich sein wird, in den Himmel zu gelangen; in anderen, dass es dort Wohnungen gibt, die auf die Kinder warten und diejenigen, die sind wie die Kinder. Wieder andere Texte deuten auf das Heil für alle Menschen hin und enthalten die Verheißung, *jede* Träne werde getrocknet werden und Gott werde alle Dinge im Universum mit sich versöhnen. Dann ist da die Aussage: „Das Himmelreich ist in euch“, die auf den ersten Blick leicht verständlich erscheint. Der Himmel muss jedoch auch noch woanders sein, denn es heißt auch, die Engel seien von dort herabgekommen, um die Geburt Jesu anzukündigen, und dass er selbst später auf einer Wolke dorthin zurückkehrte.

Sicherlich sind Hölle und Himmel mehr als nur subjektive Geisteszustände – mehr als nur handliche Metaphern für Zorn und Liebe, Zwietracht und Harmonie, Freude und Schmerz. Können Psychologie und Neurowissenschaften jemals eine adäquate Erklärung für den Selbsthass liefern, der einen depressiven Menschen zum Suizid treibt, oder für den Frieden,

der jemanden überwältigt, der es nach jahrelang festgehaltenem Groll endlich geschafft hat, zu vergeben? Haben sie eine Erklärung für die Tatsache, dass wir uns von einem lebendigen Menschen, der gleich neben uns steht, unendlich weit entfernt fühlen können, und zugleich innigst verbunden mit einem verstorbenen Angehörigen oder Freund? Wie kommt es, dass die Begrenzungen, die uns die materiellen Umstände auferlegen, bisweilen einer Atmosphäre weichen, die völlig unabhängig von ihnen ist – dass es möglich ist, in einem Gotteshaus die Last der Unterdrückung, aber in einer Todeszelle Hoffnung und Freude zu empfinden? Sind solche Kräfte lediglich innere Emotionen, oder spiegeln sich darin höhere Mächte wieder, die ihren Ursprung in einer anderen Sphäre oder auf einer anderen Ebene haben? Für mich ist die Antwort klar: Sowohl der Himmel als auch die Hölle existieren als eigenständige Wirklichkeiten.

Natürlich ist das eine Glaubensaussage, die sich nicht beweisen lässt. Doch im Lauf der Geschichte haben sich hier und da Fenster aufgetan, durch die Gläubige und Ungläubige gleichermaßen Blicke in höhere Wirklichkeiten erhaschen konnten, die sie entweder inspirierten oder erschreckten, aber in jedem Fall zu der unerschütterlichen Überzeugung brachten, dass es andere Welten gibt. In der Literatur wimmelt es von den Erlebnissen von Menschen, die mit gequälten Seelen Verstorbener

geredet, sie gesehen oder ihre Gegenwart gespürt haben. Dasselbe gilt für Berichte von Menschen, die Engel gesehen oder gehört haben, oft in der Todesstunde eines geliebten Menschen.

Für die meisten von uns jedoch sind es die Höllen und die Himmel des menschlichen Herzens, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen, denn dort bekommen wir ihre Kräfte zu spüren. Nur wenigen Menschen ist mehr als eine Ahnung der unermesslichen Welten vergönnt, die jenseits unserer eigenen existieren, und nach meiner Erfahrung sind diese Menschen oftmals schweigsam, ehrfürchtig und von Staunen erfüllt.

Das ist einer der Gründe, warum ich mich in diesem Buch nicht auf diese Dinge konzentriert habe. Ein anderer ist mein Unbehagen gegenüber der Neugier, die manche Leute dazu verleitet, Dämonen und Engel und dergleichen als Sensationen zu sehen. Außerdem glaube ich, dass wir, da Gott uns nun einmal in eine materielle Welt gestellt hat, ganz und gar in dieser leben sollten – im Hier und Jetzt. Selbst dann, wenn unser Leben als Vorbereitung auf ein besseres zukünftiges Leben gedacht sein sollte, hätte es keinen Sinn, unsere Tage damit zu vertrödeln, uns Sorgen um die Zukunft oder um unsere Aussichten auf ewige Seligkeit zu machen. Jesus hat uns gelehrt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, und mit diesem schlichten Gebot haben wir ein Leben lang mehr als genug zu tun.

Die folgenden Worte von Christoph Friedrich Blumhardt, mit denen er einem Theologen antwortete, der ihn nach seinen Ansichten über Himmel und Hölle gefragt hatte, unterstreichen, was ich sagen will:

Die Leute meinen, wenn sie sterben, dann werde plötzlich alles gut. Wenn du aber das ewige Leben hier nicht hast, meinst du, dort drüben sei es besser? . . . Wer gibt uns das Recht dazu? Es gibt Leute, die sterben und sind hintendrein gerade so wie vorher, sie sehen nichts und hören nichts als sich selber. – Hat aber einer hier ewiges Leben, so hat das Ablegen des Leibes keine große Bedeutung mehr, sondern es beginnt für ihn ein neues Streben und Leben voller Seligkeit.

Ein Abschnitt aus C. S. Lewis' *Pardon, ich bin Christ* drückt dasselbe noch eindrücklicher und klarer aus:

Wenn der Autor die Bühne betritt, ist das Schauspiel vorbei. Ja, Gott wird einmarschieren. Aber was nützt es, wenn Sie erst dann sagen, dass Sie auf seiner Seite sind? Wenn Sie das ganze natürliche Universum hinwegschmelzen sehen wie einen Traum und eine neue . . . Wirklichkeit hereinbricht; eine Wirklichkeit, die für manche von uns so herrlich und für andere so schrecklich ist, dass keinem von uns mehr eine Wahl bleiben wird? Denn diesmal wird Gott ohne Tarnung kommen, und das wird so überwältigend sein, dass es jedes Geschöpf entweder mit unwiderstehlicher Liebe oder unwiderstehlichem Grauen erfüllen wird. Dann

ist es zu spät, um sich für eine Seite zu entscheiden. . . . Es wird die Stunde sein, in der wir entdecken, welche Seite wir in Wirklichkeit gewählt haben Jetzt, heute, in diesem Augenblick ist unsere Chance, die richtige Seite zu wählen.

Von der Ewigkeit gepackt zu werden, während wir noch in den Klauen der Zeit sind; für den Himmel zu leben in einer Welt, die oft mehr Ähnlichkeit mit der Hölle hat; für Liebe und Demut zu leben in einer Kultur, die Egoismus, Gier und Selbstüberhöhung belohnt – das verlangt uns natürlich einen täglichen Kampf ab. Es mag ein geistlicher Kampf sein, aber deswegen ist er nicht weniger real; denn die unversöhnlichen Mächte des Lebens und des Todes prallen oft auf schmerzhaft, ganz konkrete Weise aufeinander. Diese Wahrheit wird in den Geschichten in diesem Buch sehr deutlich, aber richtig ins Herz gedrungen ist sie mir durch Carole Neal, eine gute Freundin, die an Krebs starb. Ich zitiere ihre eigenen Worte aus einem Interview, das sie einige Monate vor ihrem Tod gab:

Als ich erfuhr, dass ich Krebs habe, war ich irgendwie erleichtert – ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil ich immer Angst vor dem Tod hatte, und plötzlich war er da, und ich musste mir keine Sorgen mehr darum machen. Sicher, seither bin ich darüber kaputtgegangen. Als ich nach der ersten Runde Chemo diesen Knoten unter meinem Arm spürte, war ich völlig fertig.

Auf der anderen Seite hatte ich mein Leben lang eine fast panische Angst vor Krebs, aber als er dann tatsächlich kam und mir geradewegs ins Gesicht starrte, hatte ich keine Angst mehr. . . . Mein Mann Dale sagte sogar im Scherz, es wäre doch ein Jammer, wenn ich an etwas anderem sterben würde, nachdem ich mir mein Leben lang Sorgen wegen Krebs gemacht hatte.

Trotzdem kann man sich nicht einfach hinlegen und es akzeptieren, denn es ist eine tödliche Krankheit. Man kann nicht einfach einknicken und umfallen. Man muss mit aller Kraft dagegen kämpfen. Darum entschied ich mich für die Chemotherapie. Ich glaubte, das sei die Antwort, denn mit Chemo kämpft man wirklich mit allen Mitteln gegen die Krankheit. Ich wollte die aggressivste Sorte haben – mich ganz in diesen Kampf werfen.

Dann fand ich heraus, dass die Überlebensrate für meine Krebsart praktisch bei null lag, eins zu neunundneunzig. Aber danach hatte ich gar nicht gefragt, und es war mir egal. Durch den Tod meiner Schwester [an derselben Krankheit] wusste ich bereits, dass die Statistik ziemlich trostlos aussah. Also sagte ich: „Vergiss die Zahlen. Ich werde nicht den Rest meines Lebens im Bett verbringen, mit Übelkeit und Erbrechen und allem anderen. Ich werde leben mit allem, was ich habe.“

Was bedeutet es, um sein Leben zu kämpfen? Nun, Dale und ich beginnen jeden Tag, indem wir die Evangelien lesen, und es haut mich immer wieder um, wenn

ich diese Worte lese. Jesus tat und sagte geradeheraus, was er empfand. Er liebte jeden Menschen ohne Vorbehalt – ob reich oder arm. Gleichzeitig trat er den Leuten entgegen, wenn sie sündigten: voller Barmherzigkeit, aber ohne Umschweife. Nicht, dass ich dazu je in der Lage wäre. Aber genauso wollte ich mein Leben leben, mit dieser Art von Leidenschaft.

Wir verbringen so viel von unserer Zeit damit, uns mit banalen Problemen zu befassen und banale Gedanken zu denken. Ich habe eingesehen, dass das einfach aufhören muss. Wir verletzen einander und werden verletzt wegen Kleinigkeiten. Aber es ist dumm, einfach nur dumm, mit solchen Dingen Zeit zu verschwenden.

Mit Krebs kapiert man allmählich, dass man jeden Tag nutzen muss; jede Minute wird kostbar. Dale und ich haben darüber gesprochen, dass wir vermutlich Jahre unseres Lebens vergeudet haben mit kleinen Animositäten und Dingen, die wir nicht in den Griff bekommen haben, oder damit, mühsam genug Demut aufzubringen, um ein Problem anzupacken oder um Verzeihung zu bitten oder was auch immer. Das klingt jetzt bestimmt seltsam, aber für mich ist es wie ein Abenteuer, Krebs zu haben, das Abenteuer meines Lebens.

Der gegenwärtige Moment – die Zeit, die wir genau jetzt haben – ist für uns alle derselbe, für mich so wie für jeden anderen. Der Moment ist alles, was wir haben. Wir denken immer: „Das mache ich morgen“, oder „Ich warte ab, bis ich Zeit habe, das gründlich zu machen.“

Aber in Wirklichkeit haben wir kein Morgen. Keiner von uns hat das. Wir leben nur heute, und wir haben nur einander – die Person neben uns, die Person, mit der wir leben oder arbeiten. Das einzusehen war eine ungeheure Herausforderung für mich.

Ich will damit nicht sagen, dass wir alle voller Drang und Energie sein müssen. Aber jeder von uns hat ein Leben zu leben – und sobald wir es gefunden haben, sollten wir dafür leben. Wir müssen bereit sein, alles andere aufzugeben, was uns davon abhält – unsere Pläne, absolut alles – damit wir das verfolgen, was wir gefunden haben. Um wirklich zu leben, braucht es unser ganzes Feuer.

Statistisch gesehen werden nur wenige von uns Caroles Schicksal teilen; ebenso (um auf meinen Enkel Dylan zurückzukommen, mit dem ich dieses Buch eingeleitet habe) wird nur ein Bruchteil von uns je die emotionale Bürde eines entstellenden medizinischen Problems tragen müssen. Dennoch kommt ihrem Leben, ebenso wie dem Leben all derer, deren Geschichten ich in diesem Buch erzählt habe, eine Bedeutung zu, die größer ist als die Summe ihres Leidens. Und es ist ganz einfach die Wahrheit, dass sie, auch wenn ihnen weltliches Glück aufgrund von Popularität, Attraktivität oder persönlichem Charisma vorenthalten bleibt, ein tieferes, dauerhafteres Glück ausstrahlen – das Glück, das daher kommt, dass man liebt und geliebt wird. Dieses Glück basiert weder auf „Lebensqualität“, noch

ist es begrenzt durch Umstände oder genetische Veranlagung. Im Licht dieses Glücks muss auch der stärkste Selbsthass weichen. Auch der elendeste Mensch kann darin seinen oder ihren gottgegebenen Lebenssinn und die tiefe Befriedigung finden, die aus dem Streben erwächst, ihn zu erfüllen.

Als ich meinen Enkel Dylan zum ersten Mal im Arm hielt, fand ich keine Worte, um all das auszudrücken, was ich empfand. Später versuchte ich, meine Gedanken in Form eines Briefes zu Papier zu bringen – eines Briefes, der einige Diskussionen auslöste und schließlich (wie ich schon sagte) dieses Buch nach sich zog. Den Brief schrieb ich an meine Tochter und ihren Mann, doch wenn ich ihn jetzt noch einmal lese, wird mir klar, dass er nicht nur für sie bestimmt war:

Meine lieben Kinder,

Mama und ich gratulieren Euch zur Geburt Eures Dylan, unseres vierundzwanzigsten Enkelkinds. Was für eine Freude war es gestern, ihn im Arm zu halten – ein Moment, auf den wir lange gewartet haben.

Wie all unsere anderen Enkelkinder wird auch Dylan stets einen besonderen Platz in unseren Herzen und unseren Gebeten haben. Gestern habe ich Eure große Freude über ihn gespürt, aber auch Euren Schmerz. Es sind zugleich auch unsere Freude und unser Schmerz. Ja, es war ein Schock, all die schwarzen Flecken auf seinem kleinen Körper zu sehen, und nur Gott weiß, was auf diesen tapferen kleinen Kämpfer zukommt.

Alle Eltern erhoffen sich gesunde Kinder. Aber im Lauf meines Lebens habe ich gelernt, dass ein gesunder Körper nicht immer die beste Ausrüstung fürs Leben ist. Kinder mit medizinischen Problemen wie Euer Dylan werden harte Zeiten erleben, während sie heranwachsen. Später aber, wenn er so alt wie ich ist oder noch älter, wird er auf seine Kindheit zurückblicken und über Gottes Weisheit staunen, dass er ihm diese Bürde auferlegt hat. Er wird sehen, wie ihn das auf die Schwierigkeiten des Erwachsenenlebens vorbereitet hat.

Jedes Kind ist ein Geschenk von Gott, aber ich sehe Dylan als ein ganz besonderes Geschenk: Durch Dylan will Gott Euch beide auf die Probe stellen, indem er Euch fragt: „Habt ihr mich wirklich lieb?“ Ihr und Dylan werdet im Lauf seines Lebens manche Hürde zu überwinden haben. Dennoch bin ich überzeugt, dass Gott alles, was Dylan in körperlicher Hinsicht vielleicht fehlt, durch viel bessere Gaben ausgleichen wird – Wissen, Barmherzigkeit, Humor. Dies sind Gaben, die man eigentlich nur durch Leiden erlangen kann.

Da ich selbst eine harte Kindheit hatte, kann ich Euch sagen, dass es der Humor war, der mir am meisten durch schwere Zeiten hindurchgeholfen hat. Das Beste, was Ihr als Eltern für Dylan tun könnt, ist, ihm zu helfen, einen Sinn für Humor zu entwickeln. Hört nie auf, daran zu arbeiten. Jeder, der den Härten des Lebens mit echtem Humor begegnen kann, wird von vielen beneidet werden.

Was ich Euch gerne sagen möchte, meine geliebten Kinder, ist, dass Gott genau wusste, was er tat, als er Dylan erschuf. Und deshalb sind seine Zukunftsaussichten glänzend, zumindest in meinen Augen. Ich wünsche Euch den Mut, an seiner Seite zu stehen, wenn es hart auf hart kommt. Erinnert ihn an das Sprichwort, dass „Härte im Leben die Harten zum Leben“ bringt. Und wenn er alt genug ist, um das zu verstehen, sagt ihm, dass er Großeltern hat, die ihn von Anfang an geliebt haben und nie aufhören werden, ihn zu lieben und für ihn zu beten.

Wir wünschen Euch Gottes Nähe,
Eure Papa und Mama

Seit ich diese Worte geschrieben habe, ist meine Überzeugung noch gewachsen, dass Humor – echter Humor, die Art, die nur ein freies Herz kennen kann – ein einzigartiges Geschenk Gottes ist, das Menschen die Kraft geben kann, ihren Höllen zu entrinnen. Seine Hautflecken wird Dylan immer haben. Aber ich glaube, er wird auch lernen, barmherzig zu sein gegenüber anderen, die „anders“ sind – und mehr Zeit mit Lachen verbringen als die Meisten. Mit anderen Worten, wie ich meiner Tochter schrieb, ich bin sicher, dass der Zustand ihres Sohnes sich als ein Segen von Gott erweisen wird.

Carole jedenfalls konnte lachen. Sie starb an Krebs, aber das war keineswegs der einzige Kampf, den sie in ihrem Leben ausfechten musste. Vor ihrer Diagnose

rang sie jahrelang mit depressiven Phasen, die so weit gingen, dass sie deswegen in der geschlossenen Abteilung einer psychiatrischen Klinik landete. Letzten Endes jedoch wogen ihre unverblünte Ehrlichkeit, ihr Humor und ihre Barmherzigkeit gegenüber anderen schwerer, und als sie schließlich starb, war es eher ein Sieg als eine Niederlage. Und dadurch, dass sie andere Menschen mit ihrer unbefangenen Freude berührte, erfüllte sie zweifellos eine Mission und brachte ihnen ein wenig Licht – aus dem Himmel.

Als mein Vater ein Kind war, deckte seine Mutter jeden Abend zum Essen einen zusätzlichen Platz. In jüdischen Familien wäre ein solcher Platz für Elia gewesen; in der Familie meines Vaters war er – wenn er auch meist von einem vorbeikommenden Obdachlosen oder einem anderen unerwarteten Gast eingenommen wurde – für Christus bestimmt.

Als Familientradition haftete diese Sitte so tief im Gedächtnis meines Vaters, dass er noch als alter Mann davon sprach; als Metapher gewinnt sie eine tiefere Bedeutung. Denn ist nicht jeder Mensch – ob Familienmitglied, Fremder, Feind oder Freund – Träger des Ebenbildes Gottes, gezeichnet mit dem Zeichen der Ewigkeit und erfüllt mit einem göttlichen Funken? Ist nicht jeder ein Bote, für den wir bei Tisch einen Platz decken sollten, einer, den wir begrüßen und ehren und lieben sollten?

Unsere Mitmenschen so zu betrachten, ist nicht nur ein hochtrabender Gedanke; es ist der einzige Weg aus der Einengung und Entfremdung. Sobald wir uns als Brüder und Schwestern begegnen – sobald wir einander in die Augen schauen können –, werden wir wissen, um es mit dem Johannesevangelium zu sagen, dass tatsächlich das Licht in der Finsternis scheint und die Finsternis es nicht ergriffen hat.

P. S.

Erfüllung, Glück, Friede, Gerechtigkeit – es spielt keine Rolle, welche Worte man wählt, um den Himmel zu beschreiben. Das Wesentliche ist, sich auf den Weg dorthin zu machen. Jeder kennt Einsamkeit, Verletzungen und Verwirrung, und wie wir gesehen haben, ist es oft ein mühsamer, komplizierter Prozess, sich damit auseinanderzusetzen. Angesichts dieser überwältigenden Herausforderung geraten wir womöglich sogar in Versuchung, unser Verlangen nach dem Himmel aufzugeben und uns stattdessen damit abzufinden, mit den Karten, die wir auf der Hand haben, irgendwie über die Runden zu kommen.

Doch diese Resignation führt letzten Endes in die Verzweiflung. Den Höllen des Lebens zu entkommen ist keine Frage der Willenskraft oder der moralischen Entschlüsse. Echte Verwandlung hat nichts damit zu tun, irgendeiner Reihe vorgegebener Schritte zu folgen – als

könnten wir neu geboren werden, indem wir uns an eine Anleitung oder eine Art Kochbuch halten. Ganz im Gegenteil: Wir werden den Ausweg augenblicklich finden, sobald wir erkennen, dass heute der einzige Tag ist, auf den es ankommt.

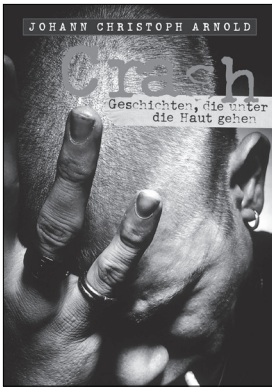
In *Die Brüder Karamasow* spricht Dostojewski durch die Figur eines jungen Mannes, der auf dem Sterbebett seine Mutter tröstet, indem er ihr in Erinnerung ruft: „Wozu die Tage zählen, wo doch ein einziger Tag für den Menschen ausreicht, um das volle Glück kennenzulernen?“ Wenn das wirklich stimmt – dass das, was wir heute tun, die Macht hat, unser ganzes Leben zu rechtfertigen –, dann kommt es nur darauf an, dass wir aufhören, unsere Zeit zu vergeuden, und heute unsere Wahl zwischen Himmel und Hölle treffen. Es ist unmöglich, unser Zelt in beiden Lagern aufzuschlagen. Wir können nicht zwei Herren dienen, sagte Jesus. Entweder werden wir den einen lieben und den anderen hassen oder den einen hassen und den anderen lieben.

Das Leben hat es so an sich, dass wir zur einen Seite des Flusses driften, auch wenn wir meinen, erfolgreich in der Mitte zu steuern. Darum müssen wir aktiv werden, indem wir wählen, auf welche Seite wir wollen. Diese Entscheidung werden wir immer wieder erneuern müssen, aber solange wir das tun, werden wir Entweder-oder-Leute sein: Männer und Frauen, die weder unfehlbar noch vollkommen sind, aber überzeugt genug,

dass man uns niemals Gleichgültigkeit wird vorwerfen können. Erschöpfung und Schwäche werden uns oft befallen, doch wir werden nicht besiegt werden, weil wir wissen, dass jeder Tag uns neue Befreiung bringt, neue Begegnungen von Herz zu Herz und neue Gelegenheiten zum Lieben. In *Leaves of Grass* drückt Walt Whitman es so aus:

Dies sollst du tun: Liebe die Erde und die Sonne und die Tiere, verabscheue den Reichtum, gib Almosen jedem, der darum bittet, steh ein für die Dummen und Verrückten, widme dein Einkommen und deine Arbeit anderen, hasse die Tyrannen, streite nicht über Gott . . .

Werden wir die Liebe wählen oder nicht? Alles andere verblasst gegenüber dieser entscheidenden Frage.



Crash

Geschichten, die unter die Haut gehen

Johann Christoph Arnold

„Wir rannten beide nach draußen. Ich fiel auf die Knie, schlug mit den Fäusten auf den Boden und schrie zum Himmel: ‚Am Kreuz zu hängen war nichts, gemessen an dem, was wir durchmachen.‘ Ich wandte mich zu meiner Frau: ‚Bridie‘, sagte ich, ‚wir werden nie wieder lachen können.‘ Michael war unser einziges Kind...“

In *Crash* berichtet Arnold eindrucksvoll von Menschen, die in Grenzsituationen gerieten. Sie sehnten sich nach neuem Sinn und neuer Hoffnung. Und sie erlebten, wie diese Sehnsucht sich erfüllte.

Plough Publishing House, 176 Seiten, Paperback



Wer vergibt, heilt auch sich selbst

Johann Christoph Arnold

Nach einer schweren seelischen Verletzung sind Verbitterung und Racheimpulse durchaus normal. Doch: Wer Hass, Bitterkeit und Wut in sich hineinfrisst, tut sich selbst nichts Gutes. Das ist die Erfahrung eines erfahrenen Seelsorgers. Hier erzählt er viele wahre Geschichten aus dem Leben: vom Mobbing bis hin zu grausamen Opfer-Erfahrungen, von Verletzungen aus der Kindheit bis zu alltäglichen Verleumdungen. Es ist schwer zu vergeben. Aber es ist der Weg zum inneren Frieden, denn wer vergibt, heilt auch sich selbst. Warum vergeben? Lesen Sie die Geschichten und entscheiden Sie selbst.

Nelson Mandela

Eine Botschaft, die dringend gebraucht wird.

Plough Publishing House, 232 Seiten, Paperback

www.plough.de



Reich an Jahren

Frieden und Erfüllung für ein langes Leben

Johann Christoph Arnold

Nur keine Angst vor dem Alter! Johann Christoph Arnolds Buch macht Mut, die positiven Seiten des Alters zu entdecken. Bedeutet alt zu sein wirklich einen Mangel an Jugend? Arnold selbst ist in seinen Siebzigern und kennt die Schwierigkeiten des Alterns aus eigener Erfahrung. Doch auch durch Jahrzehnte seelsorgerischer Erfahrung weiß er, wie alte Menschen und ihre Angehörigen das Beste aus dieser besonderen Zeit herausholen können. In diesem Buch kommen viele Menschen zu Wort, die im Älter-werden Sinn und Erfüllung gefunden haben.

Ulrich Parzany

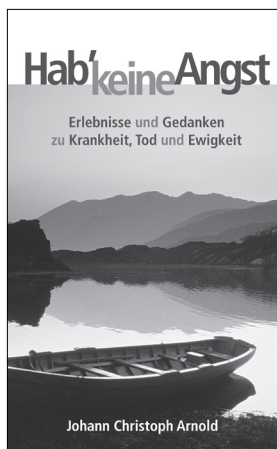
Johann Christoph Arnold hat mich mit seinem Buch »Reich an Jahren« so sehr gepackt, dass ich es kaum aus der Hand legen konnte. Ich habe es für mich persönlich als eine Hilfe und Ermutigung empfunden. Der Autor schreibt lebensnah, mit viel Weisheit und nicht ohne Humor. Dieses Buch ist eine kostbare Hilfe in einer Zeit, in der viele Menschen das Alter und Sterben verdrängen.

Andreas Malessa

Lebenserfahrungen machen alle. Lebensklugheit gewinnen nur wenige. Alt werden auch alle. Reif und stark nur wenige. Die vielen weisen und ja, im tiefsten Sinne »schönen« Alters- und Alltagsgeschichten haben mich sehr berührt. Allen Menschen mit Eltern sehr zu empfehlen!

Plough Publishing House, 208 Seiten, Paperback

www.plough.de



Hab' keine Angst

Erlebnisse und Gedanken zu Krankheit, Tod und Ewigkeit

Johann Christoph Arnold

Schicksalsschläge, Krankheit und Tod gehören zum Leben.

Wie gehen wir damit um? Aus seiner langjährigen Erfahrung als Seelsorger berichtet Arnold von Menschen, die den Kampf gegen die Verzweiflung aufgenommen haben und dabei tiefer als je zuvor zum Geheimnis des Lebens vorgedrungen sind. In unserer materialistischen Kultur ist ihr Zeugnis über ihr eigenes Leben hinaus ein Licht der Hoffnung.

Uwe Heimowski

Arnold erzählt sehr persönlich und lässt andere Menschen persönlich erzählen. Ehrlich, nicht beschönigend und doch sehr sanft lesen sich diese Berichte. Sie werden zu einem Spiegel der eigenen Erfahrungen. Sie trösten. Und sie wecken die lebendige Hoffnung auf die Ewigkeit.

Plough Publishing House, 224 Seiten, Paperback

www.plough.de